

Preis: € 3,00 (AT), 72. Jahrgang | Erscheinungsort: Wien. Österreichische Post AG. MZ.02Z030510 M | ACADEMIA, Lerchenfelder Str. 14, 1080 Wien

Academia

Politik. Wirtschaft. Religion. Kultur.



7

Eucharistie am Schirm:
Kirche im Krisenmodus

14

Uni und Covid:
ein sozialer Härtefall

21

ÖCV-Bildungsakademie:
ErfolgsmodeLL wird 50

ONLINE ZU GOTT

Wie digital darf/muss Kirche sein?



4

IHRE STORY IST DIE FROHBOTSCHAFT

Wilhelm Ortmayr

7

IHR SOLLT FLEISSIG ZUSAMMENKOMMEN

Lucas Semmelmeier

Ein Jahr ACADEMIA um 15 Euro

Das Jahres-Abo im Umfang von sechs Ausgaben kostet nur 15 Euro und kann per E-Mail an academia@oecv.at oder per Telefon unter +43-1-405 16 22 31 bestellt werden. Es genügt auch einfach eine Überweisung des Abonnement-Preises auf das Konto AT11 3200 0002 1014 5050 (Academia) unter Angabe der Zustelladresse.

11

„WIENER ZEITUNG“

Engelbert Washietl

14

DREI SEMESTER NOTFALL-MODUS

Christoph Riess

16

CHEMISCHE SYNTHESEN? NICHT IM HOME-OFFICE

Lucas Semmelmeier

18

INFANTILISIERUNG, DEPRESSIONEN, SELBSTMORDE

Léopold Bouchard

21

„BEMERKENSWERTE BEMÜHUNGEN“

Gerhard Hartmann

24

50 JAHRE LANG MODERN

Florian Tursky

26

**2+2 = ...
... EIN ANWENDUNGSBEISPIEL FÜR EINE ADDITION**

Wolfram Kreipl

29

PREMIERE VON THEOLYMPIA

Marie-Theres Igrec,
Lucas Semmelmeier

32

LÖSUNGSBEGABUNG

Franz Mayrhofer

34

EIN SCHRITT ZUR PICKELHAUBE

Gerhard Hartmann

37

ES GILT DIE UNSCHULDSVERMUTUNG

Herbert Kaspar

**10/33
REZENSIONEN**

38

LESERBRIEFE

OFFENLEGUNG

Medieninhaber: Cartellverband der katholischen österreichischen Studentenverbindungen (ÖCV). Unternehmensgegenstand: Laut §2(1) der **ÖCV-Statuten:** „Der Verein hat den Zweck, die Allgemeinheit auf geistigem, kulturellem und sittlichem Gebiet, insbesondere auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, der Volksbildung, der Erziehung, der Heimatkunde und der Heimatpflege, ferner bei der praktischen Betätigung der katholischen Weltanschauung und der vaterländischen österreichischen Gesinnung zu fördern. Parteipolitisch ist der ÖCV nicht gebunden.“

Vorstand: Adolf Leitner, Nikolaus Dorfstetter, Harald Pfannhauser, Michael Wöllert, Karl Wolfgang Schrammel, Roland Eisner.

Grundlegende Richtung: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Religion und Kultur auf der Grundlage der in den ÖCV-Statuten angegebenen Ziele.

LIEBE LESER!

Müssen wir der Krise am Ende noch dankbar sein? Dafür etwa, dass sie das 21. Jahrhundert auch in Österreichs Bildungslandschaft, in den Amtsstuben, in vielen Unternehmen und sogar in der Kirche gebracht hat? Die heimische (besser gesagt neun Diözesen für sich) hat der Not gehorchend Online-Formate geschaffen, für Messen, Andachten, Meditationen – darunter viel Handgestricktes, rasch Entworfenes, dem man aber den guten Willen und das ehrliche Bemühen nicht absprechen kann.

Welchen Platz sollen solche Formate künftig haben? Dieser Frage geht in dieser Ausgabe Lucas Semmelmeier (Rt-D) nach, es äußern sich dazu aber auch die neue Chefredakteurin des „Sonntag“ und der Geschäftsführer des Medienhauses der Erzdiözese Wien, zwei Korporierte.

An den Unis hat das Virus alles auf den Kopf gestellt. Operation gelungen, aber Patient leider in zunehmend kritischem Zustand, möchte man sagen. Lehrredaktionsmitglied Christoph Riess (Rg) stellt fest, dass das Fehlen des „Studentenlebens“ immer mehr zum Problem wird, speziell bei jenen Studenten, die zwar bald mit der Eingangsphase fertig sind, aber noch nie eine Uni von innen gesehen haben. In Frankreich, schreibt Léopold Bouchard (RSA), beklagt man bereits die ersten Selbstmorde.

Viel verändert hat sich auch im Bereich der tertiären Weiterbildung und des akademischen Wissensaustausches. „Online“ kann eben nicht alles ersetzen, auch keine internationalen Kongresse, weiß Lucas Semmelmeier.

Vor neue Herausforderungen gestellt wurde durch Covid

auch die Bildungsakademie des ÖCV, der es nicht ver gönnt ist, ihr 50jähriges Bestehen in großer Form zu feiern. Umso mehr Platz räumt die ACADEMIA der auch außerhalb des ÖCV vielbeachteten Akademie ein – mit einem Blick zurück von Zeitzeugen Gerhard Hartmann (Baj et al.) und einem nach vorn von BA-Chef Florian Tursky (AIn et al.).

Dass eine heimische Qualitätszeitung, noch dazu das älteste Blatt der Welt, demnächst eingestellt werden soll, macht Engelbert Waschl (Rt-D) zum Thema und hinterfragt damit auch die Medienpolitik der Bundesregierung, ehe zwei weitere Bildungsthemen folgen: Wolfram Kreipl (Vi, Lo) befasst sich – auch im Hinblick auf spätere Uni-Laufbahnen – mit der Frage, warum Österreichs Maturanten immer weniger Mathematik können



und stellt fest: Sie lernen das nötige Handwerk nicht mehr. Erfreulich scheint es hingegen um das religiöse Wissen und Interesse vieler Schüler bestellt zu sein. Die erste „Religionsolympiade“ hat jedenfalls weit mehr Anklang gefunden als von den kühnsten Optimisten erwartet.

Viel Freude beim Lesen wünscht

Wilhelm Ortmayr (Lo, NdW)
Chefredakteur

Academia Ausgabe 3/2021 (Mai).

Medieninhaber: Cartellverband der katholischen österreichischen Studentenverbindungen (ÖCV). **Mit der Herausgabe beauftragt:** Gerhard Jandl.

Chefredakteur: Wilhelm Ortmayr. **Redaktion:** Florian Kamleitner, Lucas Semmelmeier, Herbert Kaspar, Gerhard Hartmann, Josef Schuster.

Layout: Stephanie Seiler. **Verlagsleitung:** Gerhard Jandl. **Redaktionsmanagement:** Maximilian Bähr.

Adresse (alle): Lerchenfelder Straße 14, 1080 Wien; +43 1 405 16 22–31; academia@oecv.at; www.academia.or.at.

Reproduktion/Druck: Print Alliance HAV Produktions GmbH, 2540 Bad Vöslau.

Fotos/Grafiken (sofern nicht anders angegeben): ACADEMIA-Archiv, ÖCV-Archiv, ÖCV Bildungsakademie-Archiv Adobe Stock, privat.

Cover: Stephanie Seiler. **Verkaufspreis:** EUR 3,00. **Abo:** EUR 10,00/Jahr (Studenten), EUR 15,00/Jahr (Normalpreis). **Verkaufsstellen:** Wien 8, ÖCV-Sekretariat, Lerchenfelder Straße 14; Wien 15, Trafik Lipka, Mareschgasse 32. Bruck/M.: Trafik Kamper, Herzog-Ernst-Gasse 23. Hartberg: Trafik Denkmeyr, Kirchengasse 6. Innsbruck: Trafik Wacker, Museumsstraße 38; Trafik Sezemsky, Brunecker Straße 1.

Hinweise: Beiträge, die die offizielle Meinung des ÖCV wiedergeben, sind als solche gekennzeichnet. Alle anderen Publikationen stellen nur die persönliche Meinung des Autors dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewährleistung übernommen. Redaktionell abgeschlossen am 5.5.2021.

IHRE STORY IST DIE FROHBOTSCHAFT

Mit Sophie Lauringer (EIW) und Roman Gerner (Dan) stehen seit kurzem zwei Korporierte an den medialen Schalthebeln der Erzdiözese Wien. „Digitalisierung mit Bedacht“ steht weit oben auf ihrer Agenda, sagen die beiden im ACADEMIA-Interview. Denn: Mehr Angebotsvielfalt schaffe neue Ankerpunkte, um ein breiteres Publikum für die „beste Story der Welt“ zu begeistern.



Erzdiözese Wien/Stephan Schenklhub

Ihr seid katholische Medienschaffende in einer Zeit der großen medialen Veränderungen. Als was nehmt ihr Euch wahr? Gralshüter? Pressure-Group? Speerspitze?

Gerner: Ich denke, dass Medien per se etwas sehr Christliches an sich haben: Sie wollen sich verbreitern,

wollen hinausgehen, etwas hinaustragen. Christen wollen die Frohe Botschaft in die Welt tragen. Dazu passt gerade in der Erzdiözese Wien auch der vom Herrn Kardinal stets hochgehaltene Auftrag zu „Mission und Jüngerschaft“. Für uns ist das mehr als ein Schlagwort. Wir wollen genau in diesem Sinn immer wieder punkten – mit

Medien aller Art, mit traditionellen Formaten ebenso wie mit neuen.

Lauringer: Es gibt zudem einen zweiten Leitsatz, der steckt bei uns bereits im Zeitungstitel: „Der Sonntag. Zeit für meinen Glauben.“ Wir stecken unsere Arbeitszeit in das Verkünden einer guten Botschaft und sicher auch

viel Herzblut. Das ist mehr als ein Job, es braucht Berufung. Für mich trifft das sicher zu: Mein Platz sind die Kirchenmedien, dort gehöre ich hin, das kann ich, die kirchlichen Medien liegen mir am Herzen – wie die Kirche selbst.

Was eine Kirchenzeitung ist, braucht man nicht zu erklären.

Aber was tut ein diözesanes Medienhaus?

Gerner: In den neun heimischen Diözesen sind nicht alle Medienhäuser gleich, ganz im Gegenteil. Die Strukturen sind unterschiedlich, jede Diözese etwa hat ihre eigene Kirchenzeitung. Wir in der Erzdiözese Wien sind sicher am breitesten aufgestellt. Wir betreiben schon sehr lange einen Radiosender (Radio Klassik Stephansdom), wir haben einen Buchverlag, der das Gotteslob, religiöse Bücher, Schulbücher, aber auch Werke in Eigenverlegerschaft herausgibt und wir arbeiten intensiv daran, uns im digitalen Bereich ideal zu positionieren.

Die Kirche ist nicht als reformfreudige Organisation oder als Treiber der Innovation bekannt. Wann dürfen wir mit neuen digitalen Angeboten rechnen?

Gerner: Ja, dieser Prozess wird etwas Zeit brauchen – aber nicht nur in der Kirche. Veränderung muss überall erstmal begriffen und gelebt werden, erst dann findet sie statt. Daher war es mein Ansatz, zunächst mal zu fragen: Wo ist der Leuchtturm, auf den wir alle hinsteuern? Was ist unser Ziel, das alle Mitarbeiter des Hauses in ihren Schiffen und Booten, also der Zeitung, dem Radio etc. anpeilen? Und erst danach haben wir uns an die Analyse gemacht, ob unsere Schiffe und Boote gut geeignet sind für diese Fahrt, ob sie ideal besetzt und ausgestat-

tet sind beziehungsweise ob es nicht vielleicht neukonzipierte Vehikel und Plattformen braucht, um dem Ziel auch im digitalen Zeitalter näher kommen zu können. Wir nehmen uns dafür Zeit und glauben, dass sie gut investiert ist.

Wo seht ihr die Entwicklungspotenziale für die Kirchenzeitung und den Radiosender?

Lauringer: Das Ziel des „Sonntag“ muss sein, mehr Menschen zu erreichen. Das muss nicht unbedingt mit einer Steigerung der Druckauflage verbunden sein. Mehr Leser und Kontakte können auch erreicht werden, indem mehr Menschen die Zeitung in die Hand nehmen oder indem wir mit unseren Inhalten auch andere Kanäle bespielen. Der Phantasie sind da keine Grenzen gesetzt.

Gerner: Im Radio müssen wir die Zielgruppen etwas klarer spezifizieren und dementsprechend ansprechen. Beim „Sonntag“ hingegen erhoffe ich mir mehr Breitenwirkung. Wir sind als Kirche ja ähnlich einer Zwiebel mit vielen Schalen. Die äußerste bildet über eine Million Katholiken, also Beitragszahler. Von denen gehen vielleicht ein paar Hunderttausend ab und zu in die Kirche, noch viel kleiner ist die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher und jener, die aktiv mitarbeiten. Die Leserschaft des „Sonntag“ bewegt sich, um beim Zwiebelbeispiel zu bleiben, etwas zu sehr im Kernbe-

Mag. Sophie Lauringer (EIW) hat Geschichte, Germanistik und Theaterwissenschaften studiert und startete ihre Karriere bei Radio Klassik Stephansdom und stephanscom (Redaktion Radio und online), ehe sie in die Öffentlichkeitsarbeit der Salesianer Don Boscos und später in die Online-Redaktion von „Welt der Frauen“ wechselte. Seit zwei Monaten leitet sie die Redaktion der Kirchenzeitung „Der Sonntag“.

Mag. Roman Maximilian Gerner (Dan) ist seit 20 Jahren in verschiedensten Managementfunktionen in österreichischen Medienunternehmen tätig. Er startete im Marketing von Radio Arabella, war bei der Mediaprint Ges.m.b.H. Bereichs-Anzeigenleiter der Kronen Zeitung und wechselte danach über das Niederösterreichische Pressehaus in die Funktion eines Managing Directors der Verlagsgruppe News. Seit April 2020 ist er Geschäftsführer des Medienhauses der Erzdiözese Wien und damit von Radio Klassik Stephansdom, der Kirchenzeitung „Der Sonntag“ und der Wiener Dom-Verlag GmbH.

reich. Da müssen wir uns überlegen, mit welchen Themen und Inhalten wir mehr Menschen erreichen können.

Gerade in den vergangenen Wochen hatte man nicht unbedingt das Gefühl, dass die Kirche in Österreich oder gar Europa mit einer Zunge spricht. Vielmehr werkelt jede Diözese vor sich hin und jeder Bischof erklärt auf Anfrage, was er zu gewissen Themen denkt. Hat man tatsächlich kein strategisches Medien- und Kommunikationskonzept, das man gemeinsam als „Kirche in Österreich“ verfolgt?

Gerner: In der Bischofskonferenz gibt's dieses Konzept bestimmt. Das nehmen wir auch wahr. Ob es mit der Weltkirche eine Abstimmung gibt, stelle ich jetzt mal dahin. Ich finde es aber gut, dass verschiedene Bischöfe Unter-

schiedliches zum Thema machen und dass sie in unterschiedlicher Weise kommunizieren. Die Vielfalt in der Einheit ist kein Nachteil.

Lauringer: Wir selbst, die Kirchenzeitungen, arbeiten jedenfalls vernetzt – und zwar sehr intensiv. Die großen Themen und Kampagnen sind stets gut zwischen den Diözesen abgestimmt und wir tauschen auch einzelne Artikel aus. Darüber hinaus gibt es zum Beispiel gemeinsame Beilagen oder auch gemeinsame Publikationen, die bei der „Langen Nacht der Kirchen“ verteilt werden.

Gerner: Beim Radio stellt sich die Frage kaum. Wir haben derzeit in Wien und Graz unsere terrestrischen Radiofrequenzen und seit dem Vorjahr eine terrestrische DAB+-Frequenz für

ganz Österreich. Das war ein Schritt in eine neue Ära. So gesehen wird bei größerer Verbreitung von DAB+ „Radio Klassik Stephansdom“ DER kirchliche Radiosender in Österreich. Denn ich sehe in keiner anderen Diözese Ambitionen, sich in Sachen Radio zu engagieren.

Die Pandemie mit ihren Lockdown-Phasen, gerade zu den Hochfesten, hat das Thema „Seelsorge online“ in den Vordergrund gerückt. Zu Ostern 2020 gab es urplötzlich ein Riesenangebot im Netz, teils sehr handgestrickt, aber auch viel Hervorragendes. Leider verschwand nach der ersten Welle ein Teil der Online-Gottesdienste. Ist es gewollt, dass einzelne Pfarren oder Stifte sich künftig als permanente Online-Anbieter etablieren?

Gerner: Wir müssen hier Kompetenz aufbauen, das ist allen klar. Allerdings sind die Aufgaben komplexer als man aufs erste Hinsehen meinen möchte. Technisch gut gemachte Fernseh- oder Videogottesdienste kosten Geld, sonst entsteht beim Betrachter nicht das Gefühl, wirklich Teil der Fei-er-gemeinde zu sein. Technik, Raum und Liturgie müssen gut zusammenpassen. Ich bin aus inhaltlichen ebenso wie aus wirtschaftlichen Gründen dafür, dass wir dafür noch fehlendes Know-how rasch aufbauen, anstatt diese Leistungen nach außen zu vergeben und jemand Fremden produzieren las-

sen. Denn ein guter Teil der benötigten Kompetenzen ist ja innerkirchlich vorhanden. Es gibt eine große Nachfrage und die sollten die Diözesen selbst bedienen.

Wird man an den klassischen Gottesdienst-Formaten festhalten oder sollte man Neues probieren?

Lauringer: Zum Thema Messe via Internet sage ich: Man sollte das eine tun und das andere nicht lassen. Als Katholikin ist mir persönlich der Messbesuch in Präsenz unerlässlich das Liebste.

Wenn Lockdown ist oder wenn ich krank bin, sind Online-Gottesdienste für mich kein voller Ersatz. Aber es ist gut und wichtig, dass es sie gibt. Mit neuen Formaten wäre ich eher vorsichtig. Überhaupt sehr schwer vorstellbar wäre der digitale Sakramentenempfang. Beichte online oder Taufe online – das wird nicht gehen.

Gerner: Ganz wichtig ist der Dialog mit den Gläubigen. Mit ihnen muss die Kirche, müssen ihre Vertreter in Kontakt treten. Dafür gibt es viele Möglichkeiten. Das „Zusammenstehen“ vor oder nach der Hl. Messe etwa ist ein Teil davon, den man online in einem Forum durch-

aus aufgreifen kann. Man kann die Fürbitten für den Dialog nützen, in dem man Gebetsanliegen vorab ein-senden kann, die dann verlesen werden. Und es hat bereits Tradition, dass die Zuhörer oder Zuseher bei Radio- und TV-Messen im Anschluss mit einem Priester sprechen können – das sollte auch bei gestreamten Messen möglich sein.

Inwieweit es künftig echte „Internetpfarren“ geben wird, die primär darauf eingestellt sind, Online-Seelsorge zu betreiben, wage ich nicht zu prognostizieren.

„Beichte online oder Taufe online – das wird nicht gehen.“

In der Wirtschaft reagiert man auf schwierige Marktsituationen oder schwindende Nachfrage mit Nachbesserungen am Produkt, neuen Entwicklungen oder auch Veränderungen in den Chefetagen. Man passt sich dem Markt an. Die Kirche hat ihre Botschaft in der Bibel, in den Zehn Geboten, im Glaubensbekenntnis festgeschrieben – viel Bewegungsspielraum Richtung Markt besteht da nicht. Viele Werbe- oder PR-Profis würden sich dadurch eingeengt fühlen. Wie geht es euch damit?

Lauringer: Wenn wir am „Produkt“, also an der Kirche, ihrer Lehre und der Botschaft

Jesu zweifeln, sind wir hier fehl am Platz. Andere Kirchen haben gewisse „Reizthemen“ nicht und kämpfen trotzdem mit großen Problemen. Außerdem verwehre ich mich gegen das Krankjammern. Ja, es gibt den Priestermangel und weniger Ordensfrauen, ja die Mitgliederzahlen sinken. Aber wer, wenn nicht wir, soll freudig und selbstbewusst hinausgehen und den Menschen die Frohbotschaft erzählen? Dazu sind wir hier angestellt.

Gerner: Wir sind Medien der Erzdiözese Wien. Das heißt, wir müssen uns auch mit Themen auseinandersetzen, die in der Öffentlichkeit sehr kontrovers diskutiert werden: Zölibat, Sexualmoral, ethische Fragen sowie so manche heikle Themen, die aus der Glaubenskongregation kommen und die man als „Lehrmeinung der Kirche“ zusammenfassen kann. Da gibt es vieles, was nicht unbedingt dem Zeitgeist und dem Mainstream entspricht. Aber diese Themen füllen in unseren Medien nicht viel Platz. Denn primär haben wir die Aufgabe, Geschichten über den Glauben, aus der Kirche, aus dem Glaubensleben zu erzählen. In dessen Mittelpunkt steht die Liebe Christi und auf die sollten wir uns fokussieren. Im Licht der Liebe Christi entsteht in allen Diözesen viel Großes – oft im Verborgenen, ohne viel Beachtung der Öffentlichkeit. Diese wunderschönen Erfolgsgeschichten vor den Vorhang zu holen, ist unsere Aufgabe.

IHR SOLLT FLEISSIG ZUSAMMENKOMMEN

Kirche ist Gemeinschaft, einsames Christsein ist gar kein Christsein. Wie lässt sich das unter den Bedingungen der Covid-Maßnahmen verwirklichen? Muss ich mich entscheiden zwischen der Einhaltung gesundheitsbehördlicher Vorgaben und meinem Glaubensvollzug? Zeit für einen nachösterlichen Blick auf Gottesdienste in der Pandemie.

LUCAS SEMMELMEYER



Hintergrund: Win – stock.adobe.com

Ihr sollt fleißig zusammenkommen – diese Vorgabe ist der Didache entnommen, der ältesten überlieferten Kirchenordnung. Die Versammlung der Gläubigen zur Liturgie ist dem Wesen der Kirche eingeschrieben. In der gegenwärtigen Krise wurde viel durch die Einbindung von Online-Medien und neuen Technologien

möglich gemacht. Manches ist Notbehelf geblieben, manches öffnet äußerst vielversprechende Perspektiven auf Feier, Gemeinschaft und Verkündigung.

KARWOCHE UND DIE DREI ÖSTERLICHEN STREAMS

Ostern ist das höchste Fest der Kirche. Wie hat das

Triduum Sacrum in diesem Jahr in den österreichischen Diözesen stattgefunden? In ihrer Rahmenordnung für die Gottesdienste der Osterzeit berücksichtigte die Österreichische Bischofskonferenz sowohl die staatlichen Vorgaben als auch die Leitlinien der Kongregation für den Gottesdienst. Feiern in Präsenz waren grund-

sätzlich möglich, fielen aber unter strenge Einschränkungen: FFP2-Masken mussten verpflichtend getragen und ein Mindestabstand von zwei Metern eingehalten werden, auch bei Prozessionen. Entfallen musste die Fußwaschung der Gründonnerstags-Liturgie sowie die Berührung bei der Kreuzverehrung. Vielen waren

diese Einschränkungen auch abseits der schon unter normalen Verhältnissen kargen Karfreitagliturgie ein wenig zu viel. Viele konnten auch aufgrund ihres Gesundheitszustands oder der zusätzlichen familiären und beruflichen Belastung nicht teilnehmen.

Begegnet wurde diesen einschneidenden Herausforderungen mit einer großen Vielfalt an Angeboten. Die Kirchenmusikkommission und die diözesanen Referate boten zahlreiche Handreichungen zur Gestaltung von Feiern und Andachten im häuslichen Rahmen. Alle liturgischen Texte waren auf den Diözesanwebsites zugänglich, mit Einführungen, Programmen und Gestaltungsvorschlägen für eine Vielzahl von Formaten. Besonders reichhaltig war das Angebot auf der Homepage der Diözese Graz-Seckau, die unter dem Motto „Gemeinsam Ostern feiern“ eine Plattform zum Live-Mitfeiern des

Triduum Paschale via ZOOM bot. Die Mitfeiernden sollten nicht allein passiv konsumieren, sondern sich auch durch Gestaltungsvorschläge beteiligen. Auf Partizipation wurde viel Wert gelegt, Beiträge im Vorfeld gesammelt. Dieses Angebot war damit eine wesentliche Säule des „Netzwerk-Gottesdienstes“ (www.netzwerk-gottesdienst.at), welches beinahe alle größeren Angebote der Kirche in Österreich bündelte und übersichtlich darstellte.

AUGMENTED PRAYER?

Durch die zahlreichen Liturgiehilfen im Internet wurde die Vor- und Nachbereitung von Gottesdiensten für alle Teilnehmer, und Gestalter müheloser. Man konnte die Messtexte und Lesungen nun ohne lange Recherche erschließen und sie auch zur Grundlage einer persönlichen Vertiefung heranziehen. Auch das gemeinsame Beten der Tagzeitenliturgie wurde durch zahlreiche Angebote

erleichtert. So lädt die Berufungspastoral der Diözese Feldkirch jeden Donnerstag zur Online-Vesper über Zoom. Die Laudes konnte zu Ostern sowohl aus dem Salzburger Dom als auch aus dem Stift Heiligenkreuz gestreamt werden. Früher musste man sich zum Beten des Breviers drei teure Bände mit zahlreichen Ergänzungsbänden für die Lesehoren kaufen, heute funktioniert das problemlos mit den vollständig gratis online verfügbaren Texten – oder man

wissenschaftler deutlich. Doch was ist das eigentlich, Liturgie? Liturgie ist die Heiligung des Menschen und Verherrlichung Gottes in gemeinschaftlichem, öffentlichem, gottesdienstlichem Handeln. Sie ist ein Dialog zwischen Gott und Gemeinde, ein gemeinschaftlicher Vollzug. Jedes gottesdienstliche oder sakramentelle Handeln ist dem Grunde nach öffentlich, nicht geheim oder privat. Es verwundert daher nicht, dass „leises Unbehagen“ unter dem Tenor:

„Wir feiern Realpräsenz, nicht Virtual-Präsenz.“

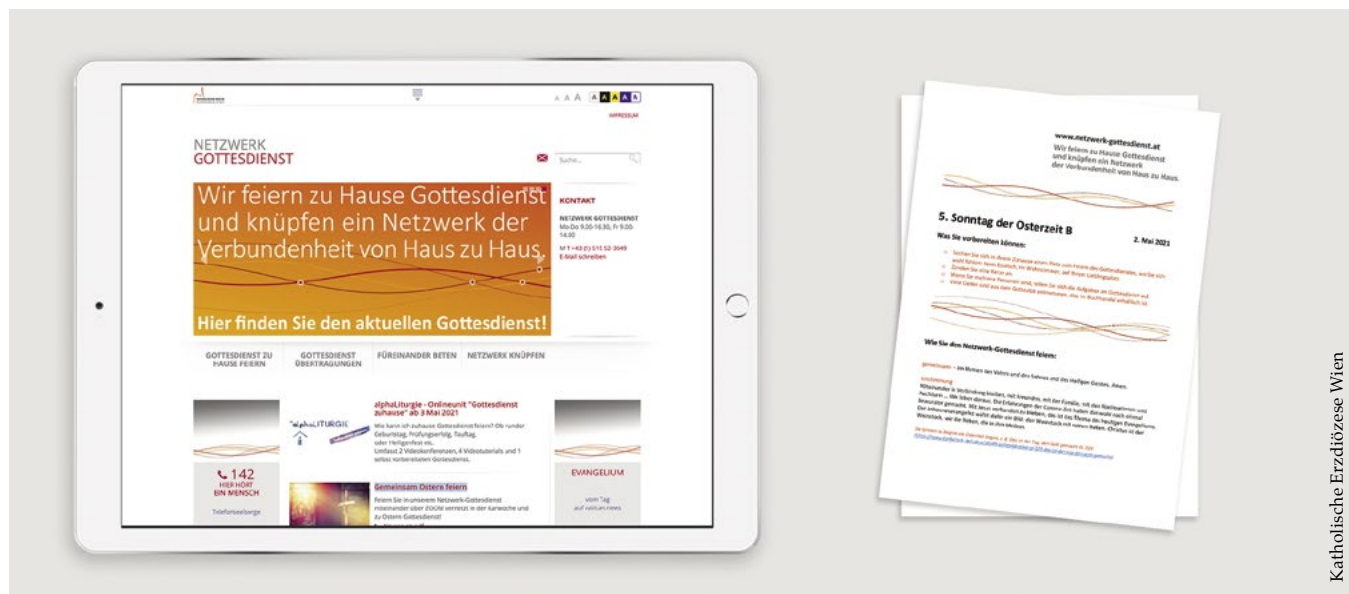
benutzt gleich die Stundenbuch-App.

WAS IST LITURGIE?

Dass es trotz der Angebotsvielfalt um schmerzhaft Einschnitte geht, macht die Reaktion einiger Liturgie-

„Wir feiern Realpräsenz, nicht Virtual-Präsenz“ laut wurde. Es fehle an der sinnlich-körperlichen Dimension.

Konkret hieß es da sinngemäß: „Online-Angebote verengen den Vollzug auf ein, zwei Sinne. Die theo-



Katholische Erzdiözese Wien



logische Verwiesenheit auf den Nächsten realisiert sich besonders im Gottesdienst, im gemeinschaftlichen Beten, Handeln, Singen. Durch die Online-Teilnahme wird der gemeinschaftliche Charakter eingeschränkt, der Priester gerät in den Fokus. Denn die Virtualisierung der Gemeinde führt zu ihrer Marginalisierung. Außerdem lebt Liturgie als gesamt-menschlicher Vollzug von der Einbindung aller Sinne. Im virtuellen Raum kommt es zu einer Verengung der sinnlichen Wahrnehmung. Auch der Feiercharakter, der ja eben in einer Durchbrechung des Alltags besteht, kommt zu kurz: Die ganze Woche über sitzen die Gläubigen vor den Bildschirmen im Home-Office, nun sitzen sie erneut davor.“

Gegen diese berechtigten Einwände gibt es aber stichhaltige Argumente: Wenn die virtuelle Teilnahme an der Feier zu einem bloßen passiven Konsumieren verkommt, dann ist sie einfach schlecht gemacht. Auch in der dislozierten Teilnahme gibt es zwei Seiten und auch

in der Präsenz kann ich unvorbereitet und in passiver Gestimmtheit bloß anwesend sein. Der Priester ist für mich als Teilnehmenden im Mittelpunkt, wenn ich ihn im Mittelpunkt sein lasse. Ich kann selbst gut über meine *participatio actuosa* bestimmen, diese aktiv gestalten, ganz im konziliaren Sinn, auch im virtuellen Raum.

Der Reflex gegen „Privatmessen“, seit *Sacrosanctum Concilium* durchaus angebracht und verständlich, trifft aber die Sache nicht. Hier wird der falsche Kampf geführt. Es geht nicht um den Heiligen Kult als Besitzstand der Priester. Kein Seelsorger, der ein Online-Angebot macht, um Partizipation zu erhöhen, hat das im Sinn. Diese Diskussion ist akademisch verzerrt und wird den pastoralen Realitäten nicht gerecht. Denn die Covid-Schutzmaßnahmen und das begleitende reichhaltige Online-Angebot sind alternativlos. Wir haben uns die Situation nicht ausgesucht. Beten, singen, handeln kann ich leider in Präsenz derzeit auch nicht. Als Argument gegen Streams ist

das also nicht stichhaltig. Die große Angst vor der Gewöhnung an die neue Normalität trifft auch das digitale Angebot nicht. Dieses Argument ist seltsam. Niemand würde behaupten, dass ein Konzert der Wiener Philharmoniker oder meinetwegen von Beyoncé oder Britney in Zukunft nicht mehr besucht wird, weil sich die Menschen in der Pandemie schon so an YouTube und Twitter gewöhnt haben.

SAKRAMENTALITÄT DES ALLTAGS

Das Gegenteil ist der Fall: Lebensweltliche Erfahrungen addieren und multiplizieren sich, ganz gleich, ob sie sich online oder offline realisieren. Eine Dichotomie zwischen diesen Sphären ist völlig künstlich, insbeson-

dere für die jüngeren Generationen, die Zukunft der Kirche. Digitale Angebote erleichtern die Implementierung in der Offline-Welt. In der Theologie spricht man seit langem von der Sakramentalität des Alltags. Hier findet sie gerade statt. Es funktioniert gut – so gut es denn in einer Pandemie überhaupt funktionieren kann, auch wenn es nicht so wie sonst ist, ebenso ist es ein dringend nötiger und erfreulicher Innovationsschub.

Wenn man einer theologischen Überhöhung der (vermeintlichen) Notlösung nicht folgen mag, muss man doch akzeptieren: Was passiert, ist

„Die Covid-Schutzmaßnahmen und das begleitende reichhaltige Online-Angebot sind alternativlos.“

alternativlos. Man stelle sich vor, man wäre in einen voraufklärerischen Reflex der Unvernunft verfallen und hätte versucht, Covid unter

alternativlos. Man stelle sich vor, man wäre in einen voraufklärerischen Reflex der Unvernunft verfallen und hätte versucht, Covid unter

Missachtung aller Vorschriften wegzubeten.

AUFERSTEHUNG

Die Feier in Präsenz wird als Regel- und Normalfall Spitze und Höhepunkt kirchlichen Handelns bleiben, doch ohne andere Formen der Partizipation deswegen auszuschließen. Die Trennung von online und offline ist künstlich, insbesondere für junge Menschen handelt es sich schon lange nicht mehr um getrennte Welten. Hybrid-

formate werden diese künstliche Trennung zunehmend überbrücken.

Liturgiewissenschaftliche Bedenken sind berechtigt, aber durch das wohlbegründete Streamen einer Messe aus Not lässt sich kein Verfall der Feierkultur konstruieren. Es geht darum, auf allen Ebenen relevant zu bleiben. In ihrer Geschichte war die Kirche immer dann besonders erfolgreich, wenn sie Neues integriert und in der Botschaft Jesu erhellt hat.

Nicht umsonst gilt die Osternacht als Mutter aller Vigilien. Auch die jetzige Zeit kann man als Nachtwache begreifen. Und auf die lange Covid-Nacht wird der Ruf folgen: „Christus, das Licht.“ Vielleicht blinzeln wir dann anfangs, weil wir uns schon an das Dunkel gewöhnt haben und fühlen uns ein we-

nig komisch dabei, wieder in einer prall gefüllten Kirche zu sitzen, zu singen und uns den Frieden zu wünschen, mit ausgestreckter Hand. Aber sie wird wieder kommen, die alte Normalität. Wenn sich die Kirchen dann nicht mehr füllen, wird das nicht an Videostreams gelegen haben.



Mag. Lucas Semmelmeier (Rt-D)

ist Theologe und Religionspädagoge. Diplomarbeit zur Religionsschrift Immanuel Kants. Er lebt und lehrt in Wien.

REZENSION

ONLINE ZU GOTT?!

Univ.-Prof. Andreas Schneider (CI)

Das Buch ist nicht dem Virus Covid-19 geschuldet. Seine Entstehung reicht weiter zurück. Digitale Perspektiven rücken in den Fokus wissenschaftlich gut argumentierter Überlegungen, die deutlich machen, wie dringend die christlichen Kirchen sich in ihren Vollzügen – vor allem auch hinsichtlich ihrer liturgischen Feiern – dieser Thematik stellen müssen.

Es bedarf digitaler Zugänge für gottesdienstliche und gottesdienstähnliche Feierformen. Und hier geht es nicht in erster Linie nur um digitale Plattformen, sondern um ganz neue Konzepte, die letztlich den kirchlich pastoralen Umgang verändern und erneuern werden.

Das Buch weist eine gut durchdachte Struktur auf.

Standpunkte führen über Reflexionen zu ganz konkreten Einblicken in Praxisfelder, die neue Diskurse auslösen wollen. Das Internet als „locus theologicus“ zu bezeichnen weist bereits darauf hin, dass die Theologie in einer digitalen Welt neu zu denken ist.

Wie sehen „Online-Christen“ aus? Es sind sicher nicht welche, die abwarten, was passiert bzw. die alles Neue und Innovative ablehnen, ohne sich selbst zuerst ihren eigenen Fragen zu stellen. Die Digitalisierung bringe ernst zu nehmende Herausforderungen und Gefahren mit sich. Gerade Kirche als gelebte Gemeinschaft könne hier kultivierend und gestaltend einen entscheidenden Beitrag leisten.

Im Blick auf sakramentale Vollzüge weicht dieses Buch keinen Fragen aus, sondern greift sie mutig, innovativ

und in der Umsetzungsqualität zukunftsorientiert auf: Fragen nach sakramentaler Vermittlung, Fragen nach den eucharistischen Vollzügen in digitaler Vermittlung, Fragen nach der Bedeutung einer Online-Eucharistie. Auch die rechtliche Seite kommt nicht zu kurz. Der Blick auf die einzelnen Sakramente und ihre Vollzüge und rechtlichen Überlegungen eröffnet spannende Potenziale.

Schließlich werden Leser in reale Räume des Digitalen geführt. Dort zeichne sich, für jeden spürbar, Diversität noch deutlicher ab als in der „analogen“ Realität, denn das Internet lege die klassischen Spannungen der Kirche als Gemeinschaft einer Einheit in der Vielfalt ungeschminkt frei.

Die Praxistauglichkeit all dieser Überlegungen mündet schließlich in ganz konkre-

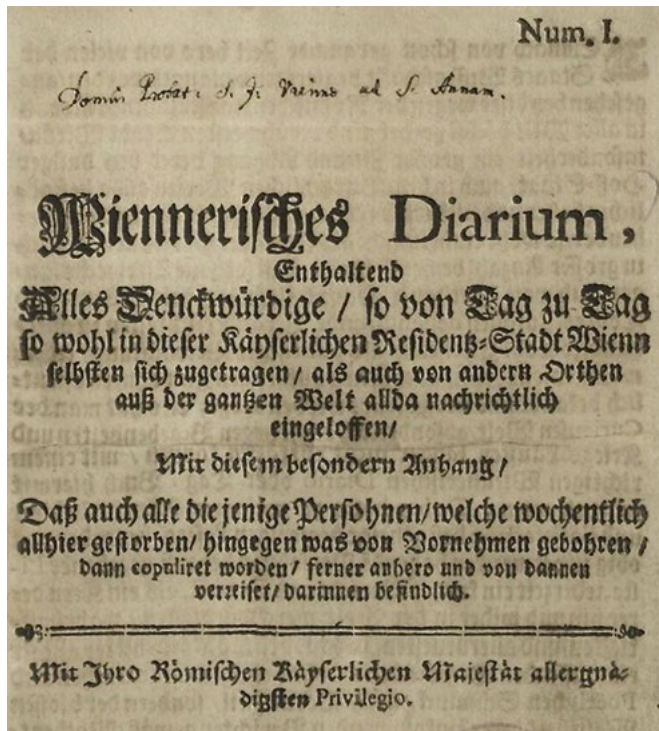
ten Impulsen zu einigen sehr wertvollen und ausgewählten Gestaltungselementen von liturgischen Ausdruckformen in einer weltweit medial vernetzten Landschaft.



Kopp, Stefan/Krysmann, Benjamin (Hg.):
**Online zu Gott?!
Liturgische Ausdrucksformen
und Erfahrungen
im Medienzeitalter**
Verlag Herder
ISBN 978-3-451-38825-5

„WIENER ZEITUNG“ TOD ODER WELTKULTURERBE?

ENGELBERT WASHIETL



Knapp ein Jahrhundert nach zunehmendem Austausch von Neuigkeiten im Handelsverkehr mittels einzeln bedruckter Papierzettel erschien am 8. August 1703 dank eines kaiserlichen Privilegs das „Wienerische

Diarium“. Das Blatt mit Kaiser-Adler versprach in der ersten Ausgabe, alles Denkwürdige aus dem Reich und „auß der ganzen Welt“ zu vermelden. Daraus entstand die 1780 in „Wiener Zeitung“ umbenannte, bis heute existierende

Tageszeitung. Sie ist die älteste regelmäßig erscheinende Zeitung der Welt und schwebt in Todesgefahr.

„FORTFÜHRUNG IST NICHT MEHR MÖGLICH“

Die „Wiener Zeitung“ vermeldete am 14. April dieses Jahres stolz „Portischs Plädoyer für ein journalistisches Weltkulturerbe“. Der kurz zuvor verstorbene Publizist Hugo Portisch hatte in seinen letzten Lebensjahren mit seinem journalistischen Freund Heinz Nußbaumer die historische Wertstellung der „Wiener Zeitung“ für die ganze Welt herausgestrichen und ihren Qualitätsjournalismus „ohne jede Parallele“ gerühmt.

Aber wieso sollte eine Tageszeitung, die den Titel „Weltkulturerbe“ verdienen würde, zugrundegehen? Eigentlich undenkbar und doch ernst. Ihr jetziger Geschäftsführer,

Martin Fleischhacker, hat der Belegschaft mitgeteilt, es sei davon auszugehen, dass die finanziellen Rahmenbedingungen die Fortführung einer Tageszeitung in der heutigen Form nicht mehr möglich machen. Ähnlich sogar der Chefredakteur, Walter Hämmerle: „Es ist sehr ernst. Wenn der E-Mail des Geschäftsführers Glauben zu schenken ist, dann ist die Tageszeitung vom Tisch.“

DES KAISERS WÜRDEVOLLE ZEITUNG

Es geht aber nicht allein um Geldmangel, sondern um die unter allen privatwirtschaftlichen Zeitungen Österreichs einzigartige Verfassung der „Wiener Zeitung“. Sie ist zu 100 Prozent im Besitz der Republik Österreich mit Zustimmung ans Bundeskanzleramt, und bis heute hat noch niemand erklärt, was der Bundeskanzler einer demo-

kratischen Republik damit anfangen soll. Im 19. Jahrhundert ließ sich das besser beantworten. Irgendwie gehörte das neuartige Blatt schon bald dem Kaiser. 1857 wurde die Generation privater Herausgeber, von deren „Privilegien“ die Hofkommission schon lange eine Art Pacht kassiert hatte, kaltgestellt und die Zeitung verstaatlicht. Sie veröffentlichte, was die Spitze der Monarchie veröffentlichen wollte: militärische Meldungen und Kriegsberichte aus dem Ausland dominierten, Unruhen in Ungarn waren ein Thema, Hofberichte kamen kaum über Sterbefälle oder Vermählungen hinaus, selten schaltete sich Persönliches von Kaiser Franz Joseph ein,

der „mit eigener Hand etliche Hirschen von ungewöhnlicher Größe“ erlegt habe.

Kein Bundeskanzler brächte sein persönliches Jägerlatein in der „Wiener Zeitung“ unter. Auch hätte kein Regierungschef die im Jahr 1840 existierende Polizei- und Zensur-Hofstelle zur Hand, die die Theaterkritiker der Zeitung anwies: „Nur müssen die Referate in einem ernsten und würdigen, der Wahrheit und dem Zweck der beiden genannten Hof-Institute angemessenen Tone abgefaßt sein.“

Allerdings wirft auch eine moderne Regierung ihr Auge auf die redaktionelle Ausrichtung und kann Schlüsselfiguren des Unternehmens



Im ehemaligen Haus „Zum roten Igel“ am Wiener Wildpretmarkt befand sich in den Jahren 1703 bis 1721 das erste Redaktionslokal des „Wien(n)erischen Diariums“, Aquarell von Franz Poledne, 1904

austauschen. Übernimmt nach einer Wahl ein Kanzler anderer Parteifarbe die Macht, so möchte dieser, dass die Redaktion seine parteiliche Richtung achtet oder geradezu inhaliert – was in der redaktionellen Praxis freilich unmöglich für beide Seiten.

QUALITÄTSBLATT TROTZ POLITINTERVENTION

Was dann geschehen kann, lässt sich amtlich-dokumentarisch am Fall Karl Schiessl darstellen, der ÖVP-Mitglied ist und von 1998 bis 2013 Geschäftsführer der Wiener Zeitung GmbH war: Sein Antrag um Vertragsverlängerung wurde vom damaligen Bundeskanzler Werner Faymann (SPÖ) abgelehnt und stattdessen Karl Riedler, Sohn des Herausgebers der sozialistischen Wochenzeitung „Neue Zeit“ (Graz), bevorzugt. Schiessl erhob in der Folge Beschwerde gegen

Faymann bei der staatlichen Gleichbehandlungskommission. Nach langem Schweigen stellte diese 2016 fest, dass Schiessl als objektiv bestgeeigneter Bewerber einzig aufgrund seiner politischen Gesinnung diskriminiert und seine als Allein-Geschäftsführer unter Beweis gestellte Befähigung bewusst negiert worden sei. Schlusspunkt des Urteils: „Es wird der Antragsgegnerin Wiener Zeitung GmbH daher vorge-schlagen, dem Antragsteller einen angemessenen Schadenersatz zu bezahlen!“

Ein Kanzlerwechsel dient also keineswegs der Verbesserung des Zeitungsbetriebes. Wozu hält sich die Republik überhaupt eine Zeitung? Das ist eine aus der historischen Tiefe erwachsende Frage ans Orakel, wohingegen der Paragraph 2 des 2019 aktualisierten Staatsdruckereigesetzes klar verordnet: „Unternehmensgegenstand der Wiener

Jetzt informieren und weiterbilden!

Die Donau-Universität Krems ist die führende öffentliche Universität für Weiterbildung in Europa. Mit innovativen Studienprogrammen begleiten wir unsere Studierenden auf ihrem individuellen Karriereweg.

info@donau-uni.ac.at | www.donau-uni.ac.at

Donau-Universität Krems.
Die Universität für Weiterbildung.



Heutiges Redaktionsgebäude im Media Quarter Marx

Zeitung GmbH ist die Herstellung und der Verlag der Wiener Zeitung.“ Keine Regierung vermochte dem auszuweichen, selbst wenn die „Wiener Zeitung“ das nötige Geld nicht mehr verdienen kann.

„AMTSBLATTPFLICHT“ DÜRFT FALLEN

Die verkürzte, aber hochaktuelle Rechnung lautet: Die „Wiener Zeitung“ hat trotz ihres wertvollen Inhalts nur eine bescheidene Zahl von Abonnenten. Wie viele es sind, wird nicht bekanntgegeben. Vielleicht meiden viele Bürger eine Zeitung im Staatsbesitz. Eine zweite Finanzierungsschiene wird ausgehebelt, eine dritte verzweifelt gesucht. Die zweite besteht in einem schon in der Monarchie eingepflanzten „Amtsblatt“, in dem wirtschaftliche Abschlüsse großer Unternehmen in Form von bezahlten Einschaltungen notiert wurden. Solche Mitteilungen lassen sich heute digital nahezu kos-

tenlos verbreiten, wozu eine EU-Richtlinie eine zentrale Stelle für die Dokumentation von Unternehmensinformationen fordert.

Die noch nicht erfolgte Streichung der „Pflichtveröffentlichungen“ würde das Jahresbudget von 18 Millionen Euro um etwa 7 Millionen Euro kürzen. Das türkis-grüne Regierungsabkommen von 2020 enthält einen einzigen schwer auflösbaren Satz über die Schicksalsstory: „*Neues Geschäftsmodell der Wiener Zeitung mit dem Ziel des Erhalts der Marke – Serviceplattformen des Bundes bündeln.*“

EIN ABO IST DER WIRKSAMSTE PROTEST

Wer jetzt von vorne zu lesen beginnt und nicht nur auf die

Rettung, sondern auf die Entfaltung der bald 318-jährigen Zeitung als Teil des Weltkulturerbes besteht, wird vorläufig enttäuscht sein, denn die Frist zur Hoffnung läuft spätestens Ende 2022 aus. Die „Wiener Zeitung“ bloß digital in der Nationalbibliothek zu versenken, rettet weder ihre Bedeutung noch ihr Leben. Sie muss erscheinen. Hinter den Kulissen wird über Modelle wie Genossenschaft, Verein, Mäzenatentum, EU-Gelder, vielleicht auch Übernahme der Marke samt der Redaktion zumindest gesprochen. Also was tun? Nun, wer der Regierung klarmachen will, wie wichtig angesichts von bloß etwas mehr als einem Dutzend Tageszeitungen in Österreich der Erhalt der „Wiener Zeitung“ ist, kann dies zum Beispiel

durch ein Abo tun. Chefredakteur Hämmerle hat nach erstem Schock wieder Mut gefasst. Eine Subvention von 10 Millionen Euro ist für den Übergang vielleicht nicht mehr ganz ausgeschlossen, zumal die seit Beginn der Corona-Epidemie an Medien und vorzugsweise an den Boulevard strömenden Steuermillionen kaum noch zu zählen und zu überschauen sind. Bis dato ist kein passender Vorschlag bekannt.

ABONNEMENT

Unter www.wz.at/abo gibt es günstige Angebote ab 5,90 Euro für Studenten, angesichts der unsicheren Situation jederzeit kündbar.



Dr. Engelbert Washietl (Rt-D)

ist Sprecher der „Initiative Qualität im Journalismus (IQ)“. Er war langjähriges Redaktionsmitglied der „Presse“, stellvertretender Chefredakteur der Tageszeitung „Wirtschaftsblatt“ und Chefredakteur der „Salzburger Nachrichten“.

DREI SEMESTER NOTFALL-MODUS

Covid hat auch die Unis und Hochschulen im Frühjahr 2020 völlig überrascht. Dem tertiären Bildungsbereich ist es schnell gelungen, sich an die neuen Bedingungen anzupassen, die vom Notfall zum Dauerzustand geworden sind. Nach mehr als einem Jahr Pandemie stellen sich neue Herausforderungen und Fragen, die komplexere Antworten erfordern.

CHRISTOPH RIESS

Es war ein bewegtes Jahr. „Hätte zu Beginn des Sommersemesters 2020 jemand gefordert, dass die Universitäten umgehend auf Onlinebetrieb umsteigen müssten, hätten wohl alle Verantwortlichen geantwortet, dass dies unmöglich sei“, meint ao. Univ.-Prof. Dr. Martin Weichbold (Lo), Vizerektor für Lehre und Studium der Universität Salzburg. Dennoch, es ist gelungen – und zwar durchaus erfolgreich. Eine Studie der Europäischen Kommission zu Auswirkungen von Covid-19 an den Hochschulen bestätigt, dass die Umstellung von den Studenten durchaus positiv wahrgenommen wird. Es bestehen jedoch offene Fragen bezüglich der langfristigen Umsetzung der Maßnahmen und des Aufklaffens der Schere zwischen Arm und Reich. Die Universität Wien hat in einer Panelumfrage

die Folgen der Corona-Krise begleitend untersucht und bestätigt diese Angst der Bevölkerung.

STOPP DER PRÄSENZLEHRE WAR UNAUSWEICHLICH

Epidemiologisch betrachtet ist der universitäre Betrieb der Super-GAU: Viele Personen gehen in (mehrmals) täglich wechselnden Konstellationen in verschiedene Hörsäle, in denen der Luftaustausch zu gering ist, um Sicherheit vor Aerosolen zu bieten. Fachhochschulen haben mit ihren kleineren Klassengrößen und eingeschränkter Mobilität innerhalb einer eher homogenen Kohorte zwar marginal geringere Probleme, ein Normalbetrieb ist aber aus heutiger Sicht dennoch unvorstellbar.

Die Umstellung des Lehrbetriebs auf „kontaktlos“ muss-

te schnell erfolgen. Auch weil niemand ahnen konnte, dass der Online-Modus mehrere Semester dauern würde, hatten Überlegungen bezüglich der sozialen Folgen anfangs keine Priorität. Nun aber treten sie in den Vordergrund. Denn eines, so Weichbold, habe die Pandemie deutlich gezeigt: Es geht bei einem Studium um mehr als die bloße Vermittlung von Wissen. Die soziale Einbindung (sei es in der Verbindung, der Hochschülerschaft oder anderen Gruppen) ist unerlässlich für ein ganzheitliches Erleben des Studiums. „Ich habe dort studiert – das heißt ja nicht nur im Hörsaal einer bestimmten Uni gesessen zu sein, sondern auch die Stadt, das Land und die Kultur erlebt zu haben. Es geht einfach um mehr.“ Während des Studiums werden wichtige Beziehungen fürs Leben geschlossen und die sozialen Netzwerke, die man in die-



Universität Salzburg / Scheinast

Vizerektor Martin Weichbold (Lo)

ser Zeit knüpft, sind auch für den Studienerfolg bedeutend. Doch gerade Studenten, die 2020 zu studieren begonnen haben, kennen „Uni live“ und die dafür typische soziale Einbettung überhaupt nicht. Diese Situation könne gewiss Frust und Perspektivenlosigkeit erzeugen. Es bestehe dadurch das große Risiko, eine gesamte Kohorte zu „verlieren“, fürchtet Kultursoziologe Weichbold.

Während die Umstellung der Lehre erstaunlich gut funktioniert hat und das Distance Learning auch bei den Studenten nicht unbeliebt ist, bereitet die Dauer der Krise zunehmend Probleme. „Das System Uni ist nicht darauf ausgelegt, permanent im Ausnahmezustand zu funktionieren, und das führt bemerkbar zu Reibungen. Der soziale Austausch geht verloren, ein Aspekt, der aber immens wichtig ist, um Druck abzubauen und mit Frustrationen des Studentenlebens klarzukommen. Nicht alles kann mit sozialen Medien kompensiert werden – am allerwenigsten ein feuchtfröhliches Studentenfest.“ Ein weiterer Aspekt, der die Studenten und deren Leben betreffe, sei der Wegfall vieler Studentenjobs (siehe Kästen).

Derartige ökonomischen Aspekte stellen einen großen Stressfaktor für die Studenten dar.

ZULAUF ZUR UNI BLEIBT UNGEBROCHEN

Auf der Uni selbst aber ist der Wandel gut gelungen. Die Corona-Krise ist in den Studentenzahlen bisher nicht sichtbar, denn auch im Herbst 2020 ist die Anzahl an Studienanfängern noch einmal leicht gestiegen. Zugenommen hat auch die Prüfungsaktivität, allerdings nicht nur wegen Covid. Da das Studienjahr 2019/20 für das Budget der Hochschulen relevant war, hatte es bereits vor dem Ausbruch der Pandemie Aktionen gegeben, um die Prüfungsaktivität der Studenten zu erhöhen.



Unipark Nonntal, Paris Lodron Universität Salzburg

Prekärer stellte sich die Situation für die Forschung dar, die ja zunehmend als globales Unterfangen betrachtet werden muss. Dazu gehört internationale Vernetzung ebenso wie hohe Mobilität. Deren zwangsweiser Wegfall hat den Wissensaustausch, die Projektstätigkeit und das wissenschaftliche Kongresswesen sehr zurückgeworfen. Denn auch hier gilt: Online ist gut, aber es ersetzt nicht alles.

DAS BESTE AUS BEIDEN WELTEN?

Jede Krise zwingt einem förmlich die Chance auf Neues zu schaffen. „Man hat viel gelernt, was man sonst gar nicht versucht hätte“, sagt Weichbold. „Kleine Seminare funktionieren recht gut im Online-Modus und auch manche Sitzung ist in der Umsetzung effizienter geworden, weil viele Personen nicht mehr anreisen müs-

sen.“ In gewissen Fächern sei die Umstellung auf die neue Technik sicher schwieriger gewesen, während Labors und sportpraktische Übungen online einfach nicht umzusetzen seien.

Doch die für alle sehr plötzliche Umstellung und vor allem ihre lange Dauer fordern nun ihren Preis. Man merke eine Ermüdung der Studenten und der Professoren, freue sich auf den Sommer, um einmal durchschnaufen zu können, und hoffe auf Lockerungen im Herbst, so der Salzburger Vizerektor, denn ein langfristiger Wandel hin zu Distance Learning ist aktuell von keiner Seite gewünscht. „Wir werden digitaler werden und bleiben in jenen Bereichen, wo sich das bewährt hat, dabei, freuen uns aber auch auf die Rückkehr des Gewohnten in vielem Anderen. Die Zukunft der Unis ist digital, aber nicht im Fernunterricht.“

TAUSENDE STUDENTEN VERLOREN IHREN JOB

Laut Informationen der ÖH und des AMS ist der Markt an typischen Studentenjobs wegen der Pandemie massiv eingebrochen. Durch den langfristigen Ausfall fast aller Teilzeittätigkeiten in den Sparten Gastronomie, Freizeitwirtschaft, Kultur, Messe- und Kongresswesen sowie Tourismus stehen Tausende Studenten vor ernsthaften finanziellen Problemen. Neue Verdienstmöglichkeiten (etwa im Contact Tracing oder als Covid-Tester) können den Ausfall von Jobs nicht wettmachen.

In Österreich gehen gut zwei Drittel der Studenten einer Erwerbstätigkeit nach und verdienen damit knapp die Hälfte ihres monatlichen Gesamteinkommens. Die individuellen Verdienste mit dem Studentenjob sind recht unterschiedlich. Kaum jemand verdient unter 150 Euro pro Monat, nur ganz wenige über 800 Euro. Gegenüber früher ist der Anteil jener Studenten, die während des Semesters gar nicht arbeiten und dafür dann umso mehr in den Ferien, weiter im Sinken. Regelfall ist längst eine geringfügige Erwerbstätigkeit das ganze Jahr über.



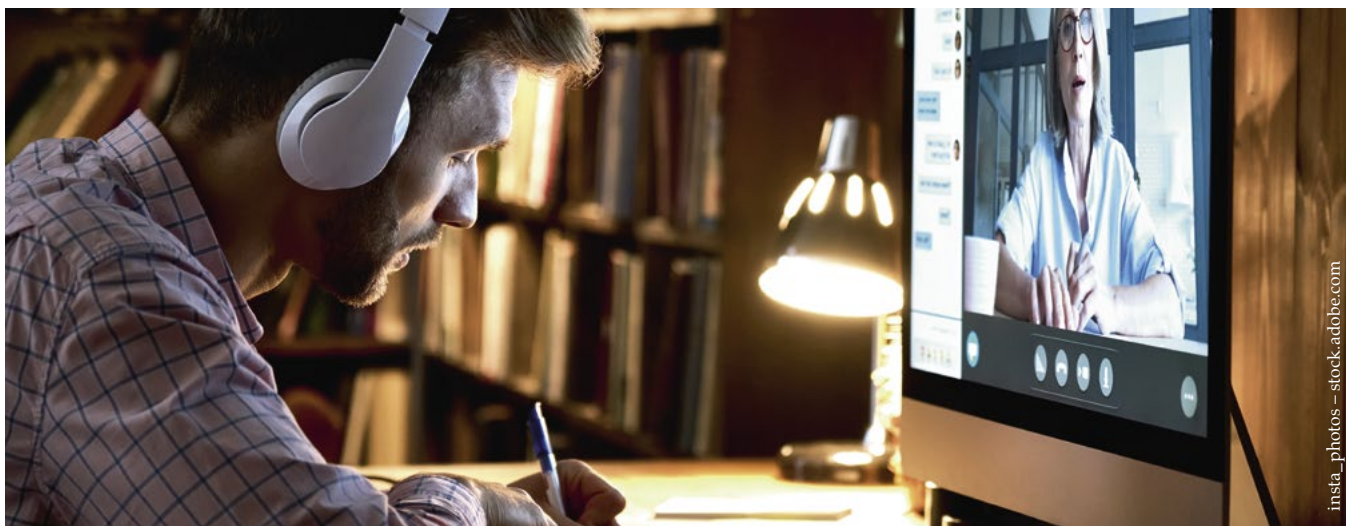
Christoph Riess, MSc MSc (Rg)

ist Doktorand und Assistent an der WU Wien, wo er zu Themen aus Personal, Führung und Organisation lehrt. Er ist Mitglied der Academia-Lehrredaktion.

CHEMISCHE SYNTHESSEN? NICHT IM HOME-OFFICE

Der Pandemie die seltsame Pädagogik abzurufen, dass sie in den Menschen die Resilienz vermehre, ist eine eklektische Sichtweise auf eine gesellschaftlich und gesundheitlich verheerende Krankheit. Wie geht der tertiäre Bildungssektor mit dieser Herausforderung um? Was hat sich erst durch sein Fehlen als unerlässlich für Forschung, Wissensaustausch und berufliche Fortbildung erwiesen?

LUCAS SEMMELMEYER



Es klingt fast paradiesisch: Keine Unterbrechungen, keine lästigen sozialen Anlässe zur Einwerbung von Drittmitteln, kein Abkauen des professoralen Ohres durch studentische Anliegen beim Institutsforum – endlich Fokus, endlich Zeit zum Schreiben.

Tatsächlich konnte die Zeit zu Beginn der Pandemie noch durchaus sinnvoll verwendet

werden, etwa zur Aufarbeitung von Ergebnissen und zum Verfassen von Publikationen. Doch seither ist einige Zeit vergangen. Auf dem Tisch liegt schon lange nichts mehr, was sich ganz ohne Versuche, persönliche Interaktionen, Reise- und Recherchetätigkeit oder Quellenstudium in neues Wissen setzen ließe.

Das Bild des einsam und brillant vor sich hinschreibenden

Gelehrten, für den eine Pandemie einer erfrischenden Klausur gleicht, ist romantisch überhöht. Zwar wurden Projektmeetings, vor allem in internationalen Teams, durch den Umstieg auf digitale Medien erleichtert. Die entfallene Notwendigkeit, die Körper physisch zueinander zu bewegen, führte aber dazu, dass Meetings sehr viel kurzfristiger organisiert wurden. Gleichzeitig folgen Bespre-

chungen und Sitzungen nun sehr viel nahtloser aufeinander. So viel zur erhofften Vertiefung. Im Gegenteil: Die Aufarbeitung der Sitzungsergebnisse wird erschwert und die Belastung der Forscher somit in Summe erhöht.

In Zeiten von Corona leidet die Forschung allgemein am Fehlen direkter persönlicher Kommunikation. Der erhoffte Digitalisierungs-

schub kann das nicht kompensieren: Teilweise wird der Fortgang durch Lockdowns und Schließungen erheblich gehemmt, etwa wenn der Zugang zu Ressourcen dadurch erschwert wird. Experimentelle Wissenschaften sind hier noch deutlich stärker betroffen als die Buchwissenschaften. „Chemische Synthesen im Home-Office gehen eben nicht“, bringt es Univ.-Prof. Herbert Danninger (Nc), langjähriger Dekan der Fakultät für Technische Chemie und Leiter der Forschungsgruppe Pulvermetallurgie an der TU Wien auf den Punkt. Gleiches gilt freilich genauso für Kunst- und Musikhochschulen. Doch auch Bibliotheken waren über lange Zeit geschlossen und nicht jedes Paper oder Standardwerk ist unmittelbar digital verfügbar.

DER KONGRESS STREAM

Seit Beginn der Pandemie findet Wissensaustausch fast ausschließlich digital statt. Das geht auf Kosten der Lebendigkeit. Keine noch so fehlerfrei funktionierende digitale Plattform kann darüber hinwegtäuschen, dass Diskussionen von der spontanen Interaktion in Präsenz leben. Worin besteht der Mehrwert dieses Formats gegenüber der Lektüre eines Papers? Kant, der bekanntermaßen sein Lebtage Königsberg nicht verlassen hat, las mit großer Freude und innerer Beteiligung Reiseberichte. Wir sind anders. Die Anzahl von Kongressteilnehmern ist stark zurückgegangen, auch

wegen der Zeitverschiebung, die eine Teilnahme ohne Live-Onlineformate deutlich erschwert. Doch am meisten wird beklagt, „dass der persönliche Kontakt und ‚small talk‘ fehlen und damit auch die Anregungen und Ideen, die man bei solchen informellen Gesprächen bekommt“, so Danninger.

Das gilt für alle Fakultäten: Der European Congress of Radiology (ECR), ein Fixstern am Wiener Kongressfirmament, fand heuer vom 3. bis 7. März ausschließlich online statt. Er gehört mit jährlich über 25.000 Teilnehmer zu den weltweit größten medizinischen Kongressen. Was eine solche Verlegung ins Web für Hotellerie und Gastgewerbe bedeutet, ist hinlänglich besprochen. Doch wenn zweihundert skandinavische Radiologen im Café Hawelka stehend das Bierlager leertrinken, als wären sie auf Wiking, dann geht es nicht nur um Umwegrentabilität. Auch das fehlt, in der Stadt.

„FRAU DOZENT, HÖREN SIE MICH?“

In allen praxisnahen Ausbildungsformen hat die Pandemie tiefe Einschnitte hinterlassen. Immerhin wird nun viel mehr getestet und die Immunisierung schreitet (langsam) voran. Die Universität für Musik und Darstellende Kunst etwa hat auf ihrem Hauptcampus am Webern-Platz eine eigene Teststraße errichtet, um den Studenten wenigstens



Teststraße auf dem Campus der MDW, Anton-von-Webern-Platz 1, 1030 Wien

eine Probe- und Übungsinfrastruktur zu Verfügung stellen zu können. Doch im Regelfall haben die Universitäten fast durchgehend auf Fernlehre umgestellt. Die tertiäre Berufsbildung ist ihnen dabei gefolgt.

Bei Lehrveranstaltungen ohne Anwesenheitspflicht mag das wenig problematisch erscheinen. Im Gegenteil erlaubt die digitale Bereitstellung der Inhalte ein asynchrones Lernen und damit zeitliche und örtliche Flexibilität. Jeder kann sein Lerntempo bestimmen. Doch auch hier fehlt der persönliche Kontakt in den Diskussionen und Pausengesprächen. Wirklich stark betroffen waren und sind alle Veranstaltungen, die Präsenz erfordern. Das gilt für alle Lehrveranstaltungen mit prüfungsimmanentem Charakter wie Labors, Seminare, Übungen und Exkursionen.

In großen Firmen und im Öffentlichen Dienst, wo Fortbildungen oft Teil der Dienst-

pflichten sind (wie etwa bei den knapp 40.000 Bundeslehrern), lassen sich Teilnahmen auch während der Pandemie nicht einfach verschieben. Hier gilt es, in den Kursen der Pädagogischen Hochschulen ein entspanntes Verhältnis zum täglichen kleinen Scheitern zu entwickeln, sei es das eigene oder das der Vortragenden. Alle sitzen im selben Boot. Entschädigt wird man durch die Segnungen der Take-Home-Exams, die oft eine eigenwillige Logik zur Begutachtung von Lernleistung entfalten. Doch auch hier gibt es zwei Seiten: Der stark erhöhte Zeitaufwand für die Erstellung und Administration der Prüfungen belastet Lehre und Forschung. Wenn aber während des Live-Video-Feeds aus der sonnendurchfluteten Altbauwohnung des Herrn Dozenten sich im Hintergrund die Socken am Wäscheständer deutlich abzeichnen, dann wird ein wenig jener persönlichen Note zurückgegeben, die seit einem guten Jahr so lebhaft vermisst wird.



Mag. Lucas Semmelmeier (Rt-D)

ist Theologe und Religionspädagoge. Diplomarbeit zur Religionsschrift Immanuel Kants. Er lebt und lehrt in Wien.

INFANTILISIERUNG, DEPRESSIONEN, SELBSTMORDE

WIE COVID DAS LEBEN DER STUDENTEN IN STRASSBURG BEEINTRÄCHTIGT

LÉOPOLD BOUCHARD



Studentendemo in Straßburg, 20. Jänner 2021

Die Situation an der Universität Straßburg ist, wie an vielen Hochschulen, seit Monaten kritisch. Das zweite Semester des letzten Jahres war bereits kompliziert, als die Universitäten in Frankreich zum ersten Mal geschlossen wurden. Viele Studenten sind in Depressionen verfallen, hatten Geldprobleme und fanden sich plötzlich in einem für ihr

Studium nicht förderlichen Umfeld wieder. Erst im Sommer, nach den Abschlussprüfungen, wurden die Universitäten wieder geöffnet.

Das Wintersemester 2020/21 konnte im Hörsaal beginnen, freilich mit den üblichen Hygienemaßnahmen. Es war besser als nichts, und wir waren alle sehr froh, unsere Kollegen und Professoren

zu sehen, eine echte Arbeitsatmosphäre zu haben und unsere Köpfe aus dieser Covid-Krise herauszuziehen, die zu lange gedauert hatte.

DER „SOZIALE“ TOD – UND DER WIRKLICHE

Die Herbstferien begannen am 26. Oktober. Am 28. gab die Regierung bekannt, dass sie mit 30. Oktober die Uni-

versitäten wieder schließt. Das war eine kalte Dusche. Viele fürchteten, in das Eingesperrtsein zurückzufallen und ihr Studium komplett zu verpassen. Andere bangten um ihre Studentenjobs und hatten Angst, in extreme finanzielle Schwierigkeiten zu geraten. All dies bewahrheitete sich, als die Zahlen der Depressionen und die Verunsicherung der Studenten



Straßburger Demo: „Distanzunterricht tötet“

in die Höhe schnellten. Der Präsident (Rektor) der Uni Straßburg, Michel Deneken, sprach vom „sozialen Tod“ vieler Studierender.

Nach anderthalb Monaten „Gefangenschaft“ durften wir am 15. Dezember endlich wieder nach draußen, wengleich mit einer Sperrstunde um 18 Uhr. Aber die Universitäten blieben geschlossen. Seit Ende Oktober, also seit rund sechs Monaten, nehmen sie keine Studenten mehr auf. Eine einstweilige Verfügung vom Januar, nur die Erstsemester in die Hörsäle zu lassen, und eine spätere Entscheidung, mit einer Präsenzkapazität von 20 Prozent zu fahren, ließen die Ungleichbehandlung eklatant werden.

Und während die Universitäten derzeit geschlossen sind, sind die Vorbereitungskurse, die Gymnasien, die technischen Schulen, die Colleges komplett geöffnet, auch die

Unternehmen arbeiten. Wir Studenten aber, derzeit zu Hause eingesperrt, fühlen uns benachteiligt und diskreditiert, wie Bürger zweiter Klasse. Dramen spielen sich ab, es gab Selbstmorddrohungen und -versuche, die aus den psychischen Problemen resultieren. In Nancy, Nizza, Montpellier, La Rochelle – und zuletzt am 13. März auch hier in Straßburg – haben sich einige unserer Mitstudenten tatsächlich das Leben genommen.

SOLIDARITÄT UND DEMONSTRATIONEN

Natürlich gibt es verschiedene Maßnahmen zugunsten der Studenten, das ist wichtig und willkommen. Seit Ende Januar kostet das Essen im Universitätsrestaurant nur mehr einen Euro. Die solidarischen Lebensmittelläden in Straßburg sind eine wichtige Anlaufstelle, und die von der AFGES (Föderation der Studentenvereinigungen) or-

ganisierte Lebensmittelverteilung läuft seit Beginn des zweiten Lockdowns ohne Unterbrechung, wobei die Warteschlangen der Studenten manchmal um das gesamte Gebäude herumgehen.

Die Fakultäten versuchen, alles für eine Rückkehr zur Präsenzlehre zu tun. Viele Studenten sind aber nicht mehr in Straßburg und die Regeln für sie sind sehr vage. Die Ausgangssperre und das Versammlungsverbot haben das reiche studentische Leben in Straßburg fast vollständig zum Erliegen gebracht, und eine Rückkehr zur Normalität vor Ende des Jahres ist illusorisch.

So gab es am 20. Januar eine Demonstration, die eine Rückkehr zum Präsenzunterricht und ein Ende der Infantilisierung der Studenten forderte, mit reichlich Kritik an der Regierung und insbesondere an der Hochschulministerin Frédérique

Vidal. Obwohl die Demonstration stark besucht war (wie ähnliche Manifestationen in anderen französischen Unistädten), hat sie, wie eigentlich jeder Studentenprotest, fast nichts bewirkt. Dies unterstreicht die Resignation der Studenten, befördert aber auch den Trotz gegenüber einer Exekutive, die uns als die Letzten in der Hackordnung betrachtet. Aber die Mobilisierungen gehen weiter, im Hinblick auf einen besseren Start in das Studienjahr 2021/22.

KAUM NOCH STUDENTENJOBS

Was meinen speziellen Fall betrifft, so habe ich das Glück, bei der Verbindung zu wohnen, die immer noch Remote-Events durchführt und Partys (die eigentlich wegen der nunmehrigen 19-Uhr-Ausgangssperre keine Partys mehr sind) in kleinen Gruppen veranstaltet. Ich leite im Moment ein Theaterprojekt, das aber die-

ses Jahr nicht mehr aufgeführt werden kann, weil ich meine Schauspieler noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Und die verschiedenen und vielfältigen Vereine, die den Zusammenhalt der Studenten gewährleisten, das Studium angenehm und festlich gestalten sollen, können nichts mehr tun, sie stehen still und verschwinden sogar nach und nach wegen der sich anhäufenden Schulden.

Früher hatte ich einen Job beim Service Universitaire de l'Action Culturelle, fünf Stunden pro Woche, aber jetzt musste ich mir neben dem Studium einen anderen Job suchen, weil wir einfach nicht mehr arbeiten können. Zum Glück habe ich einige Ersparnisse und Eltern, die mehr oder weniger für mich sorgen können, aber ich dämpfe meine Ausgaben und verbiete mir viele Dinge, die ich hätte tun können, wenn ich nur normal hätte arbeiten können.

Die Kultur, die völlig verachtet und infantilisiert, ja sogar unsichtbar gemacht wird, wirkt wie ein doppelter Schlag für uns Studenten,



ten, die wir nicht ins Theater gehen können, um zu sehen, was die Kunst für die Gesellschaft tun kann.

Außerdem sind die (wenigen) Präsenzveranstaltungen quälend langweilig. Es ist nicht ungewöhnlich, wenn von unserer 21-köpfigen Klasse nur fünf teilnehmen, da die anderen die Motivation verloren haben, persönliche oder psychische Probleme haben, usw. Ich halte durch und hoffe, dass ich bald das Ende des Tunnels sehen kann ...

Als gewählter Studentenfunktionär erhalte ich Be-

schwerden von meinen Kommilitonen, dabei kommen Motivationsverlust, Sinnverlust, Depression, Ärger, Einsamkeit, Arbeitsunfähigkeit usw. immer wieder zur Sprache. Die regelmäßigen Nachrichten von den Studentenselbstmorden machen die Atmosphäre immer unerträglicher.

ABSCHLÜSSE VERLIEREN AN WERT

Ich halte mich für einen begünstigten Studenten, aber die Probleme erreichen auch mich, obwohl ich versuche, ihnen so gut ich kann zu be-

gegnet, und mich zu engagieren. Ich weiß nicht, wie lange die Studenten durchhalten können, egal ob es sich um die Jüngsten handelt, die das Universitätsleben nun auf begrenztestem Raum kennenlernen müssen, oder um die Fortgeschrittenen, deren Berufsaussichten immer düsterer werden, da ihr Abschluss aufgrund der Bedingungen, die das Gegenteil von optimal sind, an Wert zu verlieren scheint.

Wir alle hoffen, dass die Schließung der Universitäten bald ein Ende hat, dass die Orte des Lebens, der Kultur, der Traditionspflege und des Zusammenhalts wieder öffnen, damit wir alle zu einem normalen und erfüllten Leben und Studium zurückkehren können. Mögen wir bald mit einem Bier in der Hand über die Zeit lächeln, in der wir Studenten zu Hause bleiben mussten, wo doch die Zeit des Studiums zweifelsohne die schönste Zeit des Lebens ist!



Léopold Bouchard (RSA)


ist Student der Theaterwissenschaften an der Universität Straßburg und Mitglied der Europäischen Studentenverbindung Robert Schuman Argenterata zu Straßburg im EKV.


www.spoerk.at

1. Wahl für Robotik & Automatisierung,
Steuerungs- & Antriebstechnik
und Schaltschrankbau in Österreich

Persönliche Beratung durch
Mag. Wolfgang Schwarz vlg. Blacky (Merc)
unter 02252 711 10-0!

Spörk Antriebssysteme | Nobelstraße 2 | 2542 Kottlingbrunn | info@spoerk.at



LÖSUNGS
KOMPE
TENZ
AUF
AUGEN
HÖHE



„BEMERKENSWERTE BEMÜHUNGEN“

50 JAHRE BILDUNGS-AKADEMIE DES ÖCV

GERHARD HARTMANN

1977 hatte die Österreichische Bischofskonferenz einen Bericht an Rom (Quinquennialbericht) über den Stand der gesellschaftlichen Wirksamkeit der Kirche geschickt. Im Kapitel „Wissenschaft und Hochschulwesen“ heißt es unter anderem: „Herkömmlich christlich ausgerichtete Studentenorganisationen (z. B. CV-Verbindungen) traten an der Universität als solche merklich weniger in Erscheinung als in früheren Zeiten; im internen Verbindungsleben finden indessen bemerkenswerte Bemühungen um die (u. a. theologische und gesellschaftspolitische) Fortbildung der Mitglieder statt. Namentlich die Seminare, Symposien und Kurse der ÖCV-Bildungsakademie müssen hier erwähnt werden.“

Es ist beachtenswert, dass bereits fünf Jahre nach Inbetriebnahme der Bildungsakademie deren Aktivitäten in der Amtskirche derart wahrgenommen wurde. Ohne Übertreibung kann man festhalten, dass damit ein erstes Urteil der kirch-

lichen Zeitgeschichte über die Idee und Wirksamkeit der Bildungsakademie gesprochen wurde. Vor fünfzig Jahren wurde diese aus dem ÖCV nicht mehr wegzudenkende Institution gegründet. Blicken wir zurück in die damalige Zeit und begeben wir uns auf die Spurensuche, wie es dazu gekommen ist.

BILDUNG AUCH STRUKTURELL VERANKERT

In den Verbindungen des CV wurde dem Thema Bildung seit jeher Aufmerksamkeit gewidmet, was nicht zuletzt dem Prinzip scientia geschuldet war. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gab es in der „Academia“ Berichte über das „Vortragswesen“ in den Verbindungen. Auf der Verbandsebene gab es allerdings dazu noch keine Aktivitäten. Auch als man 1921, vor hundert Jahren, verschiedene Ämter und Referate im CV einführte, fehlte ein solches für die Bildung. Lediglich die religiöse Fortbildung war beim CV-Seelsorger erwähnt. Als Mitte 1933 der Dritte ÖCV entstand



BA-Gründer Maximilian Liebmann wurde 1974 für seine Verdienste geehrt. Das untere Bild zeigt ihn und eine Gruppe junger ÖCVer bei einer Diskussionsveranstaltung mit dem damaligen Landeshauptmann Friedrich Niederl (BbG).



und Amtsträger eingerichtet wurden, fehlte noch ein solcher für die Bildung. Ein Amt für Bildungsfragen wurde erst 1936 eingeführt und 1945 wieder errichtet.

Die Bildungsarbeit des ÖCV war damals nur lose und unverbindlich organisiert. Es gab jährliche Nachwuchswach- und Chargenschulungen, vor allem aber wenig Geld für die Bildungsarbeit. Als 1967 der damalige Leiter des Amtes für Bildungsfragen, der spätere ÖVP-Politiker Herbert Schambeck (Rd), nicht mehr kandidierte, wurde von der Carolina Maximilian Liebmann (CI) als Nachfolger vorgeschlagen. Bei der Wahl auf der Cartellversammlung 1967 konnte er sich knapp gegen einen Wiener Kandidaten durchsetzen. Ein Glücksfall für den ÖCV.

Liebmann, der bereits im Rahmen des Vororts Babenberg Graz im März 1964 ein ÖCV-Symposion zum Thema „CV von morgen“ leite-

te, setzte sofort interessante Initiativen. So veranstaltete er bereits im November 1967 eine Studienreise in die damals kirchlich wie politisch interessanten Niederlande. Dort traf man etwa Spitzenvertreter der gerade gegründeten Partei „Demokraten 66“, die bei den letzten Parlamentswahlen im März 2021 zweitstärkste Kraft wurde. Und für den März 1968 organisierte er das II. ÖCV-Symposion in Seggau, das damals die Diskussion über den „neuen CV“ entscheidend anregte. Es waren damals unruhige Jahre, auf die Liebmann reagierte.

Es folgten u. a. 1968 ein III. ÖCV-Symposion zum Thema „Neue Linke“ und eine ÖCV-Studienreise Ende April/Anfang Mai 1968 nach Prag, wo die Teilnehmer den unvergesslichen Aufbruch am 1. Mai erleben konnten. Dann kam der 1. März 1970. Bei den Nationalratswahlen an diesem Tag verlor die ÖVP die Mehrheit und für 30 Jahre das Amt des Bundeskanzlers. Das löste naturgemäß auch einen Schock im ÖCV aus. Dementsprechend war die Stimmung auf der folgenden Cartellversammlung vom 7. bis 10. Mai 1970 in Klosterneuburg.

VOM AMT ZUR „AKADEMIE“

Liebmann erkannte bereits bald nach seinem Amtsantritt, dass mit dem bisherigen Instrumentarium des Bildungsamtes nur wenige Möglichkeiten für eine ge-

zielte Arbeit vorhanden waren. Auf der Heimfahrt von der diesbezüglich wenig erfolgversprechenden Cartellversammlung fasste er den Entschluss zu einem organisatorischen Neubeginn. Wenig später schrieb er an einen Kreis von ÖCVern: „Selten schien die Ziel- und Konzeptlosigkeit des CV so groß wie jetzt. Ich glaube, dass die letzte CVV es, wie kaum jemals, notwendig macht, intensiv über unsere Ziele und die Schulung nachzudenken.“ Dann folgte die Einladung zu einem Treffen in Graz mit einer Tagesordnung. Als letzter Punkt wurde „CV-Akademie“ angeführt. Bei dieser Tagung im Juni 1970 wurde die Idee der Bildungsakademie geboren, wobei bereits damals das Prinzip der Teilnahmeverpflichtung für alle ÖCVer festgehalten wurde. Auf einem zweiten Treffen in Graz im Dezember 1970 wurden die Vorschläge weiter diskutiert und verfeinert.

Danach konnte Liebmann einen Diskussionsentwurf für die Gründung einer Bildungsakademie zur verbandlichen Begutachtung versenden, der die wesentlichen Merkmale bereits enthielt: Eine Studienwoche als Voraussetzung für die Burschung, eine weitere Fortbildungswoche als Voraussetzung für die Philistrierung sowie Schulungen für ÖCV-Funktionäre. Auch die Konturen einer Struktur (Studienausschuss, Generalsekretär) und der Finanzierung standen fest. Nach weiteren Gesprächen konnte der endgültige Antrag für die Cartellversammlung 1971, die in Seggau stattfand, fertiggestellt werden.

Ein Glücksfall war, dass der damalige Vorort Traungau mit dem VOP Eduard Saxinger (Trn) sich voll und ganz mit diesem Antrag identifizierte. Aber auch die Altherrenfunktionäre in der Ver-



bandsführung, Hans-Egon Gros (Nc) als Vorsitzender der Altherrenschaft und Hans Heger (BbW) als Vorsitzender des Altherrenländerrates, konnten für diese Idee gewonnen, ja sogar begeistert werden. Bedenken und Widerstände konnten in oft mühevoller Kleinarbeit ausgeräumt werden, so dass der Antrag auf der CVV 1971 durchging. Im Februar 1972 konnte in einem feierlichen Akt auf Seggauerg der Betrieb eröffnet werden, die ersten Studienwochen begannen dort zu laufen.

VERPFLICHTEND FÜR JEDEN

Was war das Besondere an der Gründung der Bildungsakademie, man kann durchaus sagen das Bahnbrechende? Hier steht an der Spitze zweifellos die Studienwoche („Fuchswoche“), die jeder Neueingetretene absolvieren muss, um definitiv in den ÖCV aufgenommen werden zu können (Burschung). Hier kam es natürlich zu Diskussionen, denn die Verbindungen sahen sich in ihrer Fuchserziehung tangiert. Man konnte aber die Kritiker davon überzeugen, dass das kein Ersatz für die Arbeit der Verbindung darstellt, sondern eine subsidiäre Ergänzung. So hatte die Kumulierung der Studienwochen an einem Ort (Seggauerg, dann Retzhof bei Leibnitz) den tieferen Sinn, dass es zu einer regionalen bzw. verbindungs-mäßigen Mischung der Teilnehmer kommt. Sie können dadurch einen „größeren

CV“ erfahren und über ihre Verbindung hinaus Kontakte knüpfen. Networking nennt man das heutzutage.

Die ortsmäßige Kumulierung wurde nicht immer goutiert, weil der südsteirische Standort – nicht zuletzt wegen der anfänglich noch herrschenden „Dampftraktion“ bei der Bahn dorthin – als zu entlegen wahrgenommen wurde. Die Ängste der Verbindungen, dass mit einer zentralen Bildungsinstitution des ÖCV ihre Kompetenzen weggenommen werden, erwiesen sich als grundlos. Im Gegenteil, von der Bildungsakademie wurden Verbindungen, Ortsverbände und Vorort sehr oft befruchtet. Sie hat ab den siebziger Jahren einen wesentlichen Beitrag zur Konsolidierung des ÖCV geleistet.

Insgesamt ist die Verpflichtung, dass jedes Mitglied vor endgültiger Aufnahme eine Schulung mitmachen muss, ein Alleinstellungsmerkmal des ÖCV. Es gibt keine Organisation dieser Größenordnung, die das verlangt, weder bei studentischen Verbänden, bei katholischen Organisationen oder sonstigen Vereinen oder Parteien. Diese bieten zwar Funktionärsschulungen oder Spezialseminare an, kennen aber keine den Studienwochen vergleichbare Verpflichtung. Auch im deutschen CV wurde eine CV-Akademie dem Beispiel des ÖCV folgend bereits Mitte der siebziger Jahre errichtet, hat aber ebenfalls keine Verpflichtung.



Maximilian Liebmann bekommt das Verdienst zu, die Initiative zur Gründung der Bildungsakademie gesetzt zu haben. Mit Recht wurde ihm nach seinem Rücktritt 1974 der ÖCV-Ehrenring verliehen. Seine Nachfolger Wolfgang Mantl (Nc) (1974–1976) und Gerhard Hartmann (Baj) (1976–1981) setzten die Aufbauarbeit in seinem Sinne fort. Dabei wurden auch in der Öffentlichkeit beachtete Veranstaltungen abgehalten, die letztlich 1977 zu der eingangs erwähnten Passage im Bericht der österreichischen Bischöfe nach Rom geführt haben.

Die Bildungsakademie ist in diesen 50 Jahren zu einem

unbestrittenen festen Bestandteil des ÖCV geworden. Naturgemäß gab es Weiterentwicklungen. Zwar blieben die Studienwochen mehr oder minder unberührt, doch haben in den folgenden Jahren die sog. Weiterführenden Seminare immer mehr einen berufsaus- oder -weiterbildenden Charakter angenommen, eine Antwort auf die geänderten Herausforderungen der akademischen Berufswelt. Der ÖCV kann für die Idee der Bildungsakademie, die vor mehr als 50 Jahren ihren Ausgang genommen hat und von Maximilian Liebmann in die Tat umgesetzt wurde, dankbar und stolz sein. Ad multos annos!



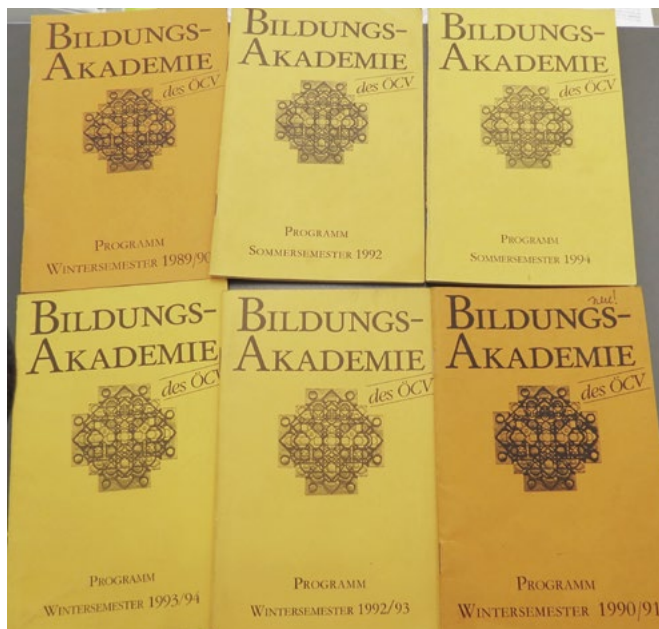
Univ.-Doz. Dr. Gerhard Hartmann (Baj et mult.)
ist studierter Theologe und ÖCV-Historiker.
Er lebt und arbeitet in Nordrhein-Westfalen.



50 JAHRE LANG MODERN

DIE BILDUNGS-AKADEMIE IST DER ZUKUNFTSMOTOR DES ÖCV

FLORIAN TURSKY



Das 50-Jahr-Jubiläum der ÖCV-Bildungsakademie ist ein enormer Meilenstein für diese Institution, welcher ich zurzeit als verantwortlicher Amtsträger für das Bildungswesen im ÖCV vorstehen darf. Es ist der ideale Zeitpunkt, in die Vergangenheit zu blicken und die Leistungen der letzten 50 Jahre hervorzuholen und mit ihnen zu glänzen. Gleichzeitig kann ich die Gelegenheit nutzen und darauf aufbauend einen Blick in die Zukunft

wagen und die weiteren Entwicklungen und Visionen für die nächsten fünf bis zehn Jahre skizzieren.

Dem Thema Herausforderungen der Zukunft an die Bildungsakademie muss ich voranstellen, dass ich der Überzeugung bin, dass es in der BA bereits grundgelegt ist, immer die Herausforderungen der Zeit im Auge zu haben. Sie ist eine sich immer wieder „neu-erfindende“ Bildungseinrichtung, immer

am Puls der Zeit, ständig bemüht sich anzupassen und somit die modernste Institution des ÖCV, obwohl ihre Angebote und Veranstaltungen vor allem verbandsintern streng dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen sind. Die Corona-Pandemie zeigt zum Beispiel sehr eindrücklich, wie schnell unsere Präsenz-Seminare in Onlineveranstaltungen umgewandelt, wie schnell neue Formate erfunden und umgesetzt werden mussten oder

wie schnell man ein Seminarprogramm mit fixen Seminarzeiten, Seminarorten und Seminarleitern von einem Semester aufs andere in die digitale Welt holt, was auch dadurch wieder mit neuen Chancen und Herausforderungen verbunden ist.

Allein ein Blick auf die Bildungsakademie vor zehn Jahren zu heute zeigt, wie rasant die Entwicklung voranschreitet. Damals musste man sich bei jedem Seminar

mit Antwortkarte anmelden, bekam Teilnehmerliste, Zehlschein und Seminarinfos per Post zugestellt, musste zum Abschluss Evaluierungsbögen und Fahrkostenrückerstattung handschriftlich ausfüllen und bekam eine Urkunde zur Bestätigung mitgeben. Heute ist dies alles per E-Mail, QR-Code und Feedback-App übers Smartphone möglich, ganz zu schweigen von der Organisation von Referenten und Vortragenden.

VOM COMPUTERSEMINAR BIS INS US-CAPITOL

Die Zahl und Qualität der Seminare nahm ebenso zu wie die Seminarteilnahmen und die Entwicklung neuer Formate wie z.B. ein Medien-, ein Journalismus- oder ein Europalehrgang, wie ein politisches Mentoringprogramm oder wie politische Exkursionen nach Brüssel, London, Berlin, New York oder Washington. Der große Wurf der letzten Jahre war sicherlich die Entwicklung des ÖCV-Trainerlehrgangs, der mit zehn Modulen und über 240 Theoriestunden eine fundierte Ausbildung zum Fachtrainer und Erwachsenenbildner darstellt (derzeit läuft der fünfte Lehrgang). Der ÖCV und die Bildungsakademie bauen sich dadurch einen eigenen Pool an exzellenten Trainern in Rhetorik, Gruppendynamik, NLP und Moderation auf, der wiederum die Qualität des Seminarangebots steigert. Die Zufriedenheit mit der Bildungsakademie zeigte vor wenigen Jahren die ver-

bandsweite qualitative Umfrage, in welcher mehr als 80 Prozent der Befragten die Arbeit mit „sehr gut“ und „gut“ bewerteten.

Die Bildungsakademie hat aus meiner Sicht ihre Hausaufgaben gemacht, um als qualitativer Seminaranbieter beziehungsweise Seminarorganisator zu agieren, der sein Angebot auf die Bedürfnisse und die Wünsche des leistungsorientierten „Kunden“ ausrichtet und ihm liefert, was er braucht oder was er möchte. In der Zukunft ist mein Fokus, die BA wieder intensiver als Bildungseinrichtung aufzustellen, die das wertbasierte und wertorientierte Heranziehen unserer Mitglieder als Notwendigkeit ansieht. Wir müssen wieder Lehrstätte sein, die den Charakter und die Persönlichkeit bildet, welche sich mit gesellschaftspolitischen Themen, philosophischen Fragen und religiösen Grundhaltungen auseinandersetzt und für diese Themen auch Interesse generiert. Denn es ist uns schon klar: Mit inhaltlichen Themen, die das Zusammenleben bzw. das Heranreifen in einer Wertegemeinschaft betreffen, begeistern wir nicht vordergründig unsere Mitglieder und animieren sie nicht, sich dafür Zeit zu nehmen. In diesem Bereich Wege und Formen zu finden, die echtes Interesse erzeugen und die Erkenntnis generieren, dass mich die Beschäftigung mit Werten, mit Prinzipien oder mit Lebensentwürfen in meinem Beruf bzw. in meinem Leben weitbringt, ist die



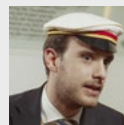
Einstieg in eine neue Welt: Die ersten „EDV-Seminare“ Mitte der Achziger stießen bei den jungen ÖCVern auf reges Interesse.

wahre Herausforderung der nächsten Jahre. Die Inhalte der ÖCV-Bildungsakademie müssen unsere Mitglieder anregen, den ÖCV und unsere Gesellschaft zu gestalten, dafür müssen wir entsprechende Angebote entwickeln. Ich denke, mit dem Know-how der letzten 50 Jahre geht die Bildungsakademie in die nächste Dekade und wird für die Herausforderungen, die die Zukunft mit sich bringt, bereit sein.

Mein Dank gilt an dieser Stelle ÖCV-Historiker Gerhard Hartmann (Baj, CI), der selbst Zeitzeuge ist, für den Beitrag über die Anfänge der Bildungsakademie. Als Referent auf den ersten Studienwochen, als erster BA-Geschäftsführer und schließlich als Nachfolger des Bildungsakademie-Gründers Maximilian Liebmanns (CI et. mult) kann er

wie kein Anderer Auskunft geben über die Anfänge dieser Erfolgsgeschichte. Bis heute ist er der Bildungsakademie als Freund und Mitarbeiter verbunden.

Mein Dank gilt auch der ACADEMIA, die der Bildungsakademie mit diesen Beiträgen Gelegenheit und Bühne bietet, ihr Jubiläum zumindest in dieser Form öffentlich zu begehen. Die ACADEMIA, als die ältere und zweite wichtigste Institution des ÖCV, bietet seit Jahrzehnten vielen unserer Bildungsveranstaltungen die entsprechende Bühne der Nachberichterstattung. Aber auch als Partnerin vieler gemeinsamer Projekte und Unterfangen stehen die ACADEMIA und ihr derzeitiger Herausgeber Dr. Gerhard Jandl (Kb, Ae) immer an der Seite der Bildungsakademie, wofür ich sehr dankbar bin.



Florian Tursky, MSc. (AIn, Rd, Vt)

*ist Amtsträger für die Bildungsakademie des ÖCV.
Er war ÖCV-Vorortspräsident 2013/14.*

$$2+2 = \dots$$

... EIN ANWENDUNGSBEISPIEL FÜR EINE ADDITION

In den letzten Jahren sind im Mathematikunterricht vor allem „Kompetenzen“ in den Vordergrund gerückt. Universitäten klagen nun darüber, dass das tatsächliche Handwerkszeug fehlt. Was hat es damit auf sich und wie wird gegengesteuert?

WOLFRAM KREIPL



Der Pisa-Schock kam zur Jahrtausendwende. Gab es 2000 noch Ergebnisse im schlechten Mittelfeld, folgte 2003 der vermeintliche Absturz. Politische Instrumentalisierung konnte da nicht ausbleiben. Während die SPÖ der damaligen Unterrichtsministerin Gehrler einen markanten Abfall unterjubeln wollte, beauftragte

die Ministerin eine „Korrektur“ der Ergebnisse mit einer statistischen Neuauswertung. Das Ergebnis: Den Leistungsabfall habe es nie gegeben, Österreich war immer im Mittelfeld, die Roten seien schuld.

Fakt ist, dass die Ergebnisse aus dem Jahr 2000 nie zum internationalen Vergleich

geeignet waren. Auch die österreichischen Daten aus 2009 werden in internationalen Trendvergleichen heute einfach als „fehlend“ bezeichnet. Der Grund dafür ist mangelnde Vergleichbarkeit aufgrund eines vermuteten Lehrerboykotts. Neben diesem sauren Beigeschmack hinterließen die von der OECD geführten Pisa-Stu-

dien aber auch den Bedarf nach Reform.

Die zunehmende Wichtigkeit von MINT-Fächern, an der Schule insbesondere der Mathematik, und die im internationalen Vergleich schlechten Ergebnisse regten Neuerungen an, wie die im Schuljahr 2014/15 zum ersten Mal flächendeckend an der

AHS durchgeführte „Zentralmatura“ an. Während sowohl die Metriken der OECD als auch die Neuorientierung des österreichischen Schulwesens hin zu Kompetenzen nicht ohne Kritik verbleiben, sind die Konsequenzen daraus schlichtweg eine Lebensrealität, an die sich Lehrer und auch Universitäten anpassen mussten und müssen.

DER TASCHENRECHNER ALS BLACKBOX

Viel kritisiert an den neuen kompetenzorientierten Lehrplänen wird vorrangig die krückerhafte Fixierung auf Technologieeinsatz. Der Schwerpunkt liegt nicht mehr in der Anwendung rechnerischer Standardverfahren auf mehr oder weniger bekannte Probleme, sondern in einem eher konzeptuellen Wissen und der Fähigkeit, dieses Wissen in einem gegebenen Kontext anwenden zu können. Das bedeutet: Das Problem erkennen und mit dem Computer lösen. Für Schüler ist dies natürlich angenehm – die größten Fehlerquellen werden ausgemerzt und der Grafikrechner übernimmt die „Beinarbeit“.

Diese Orientierung führt aber nicht prinzipiell zu einer Verbesserung der mathematischen Fähigkeiten. Für Lehrer bedeutet es nämlich, dass einerseits viel Unterrichtszeit in das Einstudieren von Softwarebefehlen fließt, andererseits Schüler auch weniger Interesse am tatsächlichen konzeptuellen Verständnis haben. Vielmehr verlassen sie sich wie unsere Vorfahren

bei der Jagd auf Mustererkennung im (nun) sinnbildlichen Dschungel, um dann nur noch ihre einstudierten Routinen anzuwenden.

AUFBAUKURSE – DIE UNIVERSITÄTEN REAGIEREN

Die Universitäten sehen diese Entwicklung mit Sorge. Viele

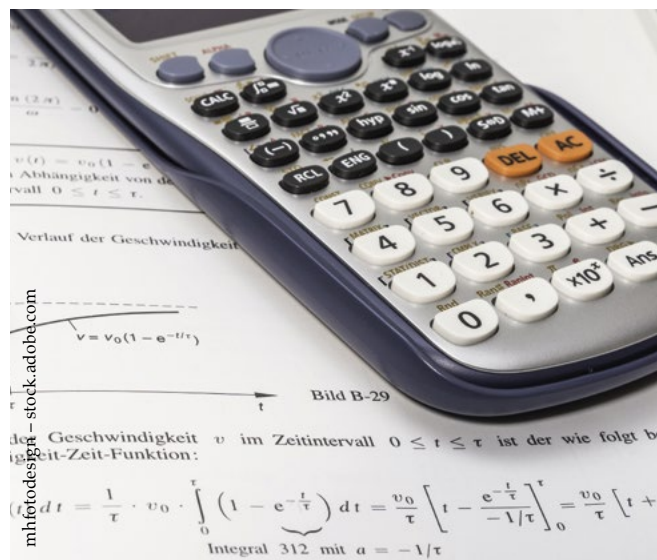
Fuchs von der Universität Salzburg meint dazu: „Niemand kann noch alle Forschungszweige innerhalb der Mathematik gleichermaßen überblicken. Es gibt also auch für die SchülerInnen mehr zu lernen. Wie sollen dann von ihnen dieselben Vorkenntnisse erwartet werden? [...] Brückenkurse sollen die Lücken

in naturwissenschaftliche Studien ist somit vielleicht härter denn je, die Studierenden schaffen den Umstieg aber nach wie vor gut und sind dann schnell auf einem Stand, auf dem man sinnvoll und erfolgreich weiterarbeiten kann.“

Auch in den Studienplänen selbst wird nachgeschraubt, um mit diesen Umstellungen klar zu kommen. Mit der Einführung der neuen Bachelorstudienpläne „Maschinenbau“, „Wirtschaftsingenieurwesen-Maschinenbau“ und „Verfahrenstechnik“ an der TU Wien wurden im Studienjahr 2017/18 die „Grundlagenfächer Mechanik“ um ein Semester nach hinten verschoben, berichtet Univ. Prof. Heinz-Bodo Schmiedmayer (Nc). Ein Schritt, den die Montanuniversität Leoben schon früher gesetzt hatte. „Diese Angebote können als ein Indiz dafür gewertet werden, dass dem Niveau der Mathematikkenntnisse von Studienanfängern nicht wirklich getraut wird.“

Ebenso vermutet Schmiedmayer ein Problem in der Ausbildung der Lehrkräfte. „Einige meiner Kollegen meinen, wir seien selber schuld. Denn wir bräuchten unseren zukünftigen Mathematiklehrern ja nicht einmal mehr die Mathematik richtig bei“. Ganz von der Hand zu weisen sei dies nicht. „Natürlich ist die didaktische Schulung angehende Lehrer wichtig. Aber wirklich erfolgreich kann nur lehren, wer die Grundlagen seines Fachs wirklich

„Niemand kann noch alle Forschungszweige innerhalb der Mathematik gleichermaßen überblicken. Es gibt also auch für die SchülerInnen mehr zu lernen. Wie sollen dann von ihnen dieselben Vorkenntnisse erwartet werden?“



bieten nun vor Beginn des ersten Semesters mathematische Vorbereitungskurse für Studienanfänger an, die die Fähigkeiten nivellieren sollen. Univ. Prof. Clemens

cke zwischen erwartetem Vorwissen und dem tatsächlichen Stand schließen, dienen aber in zweiter Linie auch für ein erstes Kennenlernen und Eingewöhnen. Der Einstieg

beherrscht und dieses in gewisser Weise auch liebt“.

Diese Meinung ist allerdings umstritten. Lehramtsstudenten bezweifeln stark, dass ihre universitäre Ausbildung schuld sein soll an der Abnahme der Mathematik-Fähigkeiten in den Schulen. Auch wenn angehende Lehrkräfte kein vollständiges Fachstudium absolvierten, hätten sie doch den Gutteil der Grundlagenvorlesungen besucht. Für alles Weitergehende sollten junge Erwachsene das notwendige Interesse selbst mitbringen – samt der Motivation, sich umfassend ausbilden zu lassen.

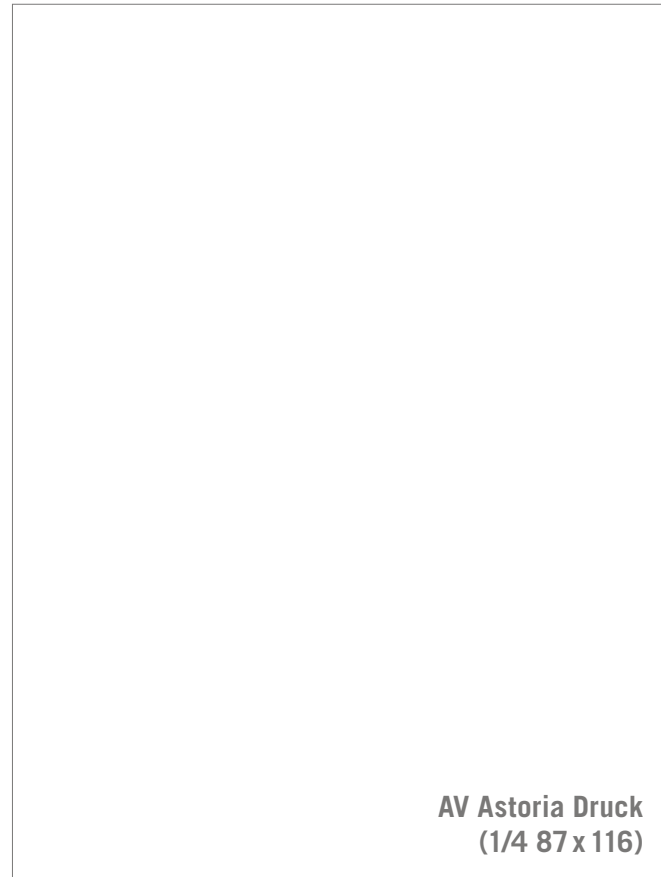
MATHEMATIKMATURA – EIN CHRONISCH KRANKES KIND

Das Bildungsministerium feilt ebenso konsequent wie erfolglos an der Mathematikmatura und den Lehrplänen, um den sichtbaren Problemen entgegenzuwirken. Matthias Hofer (Alp), AHS-Lehrer für Mathematik und Personalvertreter, erläutert hierzu: „Seit Einführung der zentralen Reifeprüfung in Mathematik stand besonders jene in der AHS unter keinem guten Stern.“ Einerseits lag dies an den damaligen Verantwortlichen im Bildungsministerium, die wenig bis keinen Kontakt zu den Schulen und Universitäten hielten und so am Markt vorbei produzierten. Andererseits gelang es nicht, in den Aufgabenstellungen der Reifeprüfungen der letzten Jahre ein einheitliches Niveau zu erreichen. Auf Jahrgänge mit

vermeintlich schweren Aufgabenstellungen folgte ein Jahr mit vermeintlich leichten, dies zeigte sich dann auch in jeweils schlechteren oder besseren Noten. Insgesamt also ein Zustand, der nicht nur für die betroffenen Schüler und Lehrer, sondern auch für die Öffentlichkeit zunehmend unerträglich wurde.

Nachdem im letzten Schuljahr, das ja schon über weite Strecken von Corona geprägt war, die Mathematikmatura in der AHS darauf kaum Rücksicht nahm und selbst das zusätzlich zur Verfügung gestellte Übungsmaterial nur in Spurenelementen inhaltlich mit der tatsächlichen Matura zu tun hatte, war nun auch für das Bildungsministerium der Zeitpunkt gekommen, die Reißleine zu ziehen.

Eine weisungsfreie Beratungsgruppe stellt nun einiges auf neue Füße. Unter anderem soll ein technologiefreier Teil in die Matura eingebaut werden – wie es international auch für ganze Reifeprüfungen üblich ist – der nur mit Stift und Papier zu bewältigen sein wird. Der „Rechenweg“ soll ab dem Haupttermin 2025/26 auch wieder mehr Bedeutung gewinnen. Die Folgen wären internationale Angleichung und ein spürbarer Vorteil: „Ich glaube, dass es zukünftig



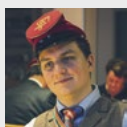
**AV Astoria Druck
(1/4 87x 116)**

zu einer besseren Mathematikmatura führen wird, die auch in den abnehmenden Institutionen Akzeptanz findet. Vorbereitungs- oder Brückenkurse am Beginn eines naturwissenschaftlichen oder technischen Studiums sollten dann nicht mehr notwendig sein“, hofft Hofer.

PARLEZ-VOUS MATHS?

Nüchtern betrachtet steht außer Zweifel, dass zwar die Orientierung an Kompetenzen und konzeptuellem Wissen durchaus sinnvoll ist, für eine gute mathematische

Ausbildung allerdings nur einen Teil des Ganzen ausdrücken kann. Ohne die bereits angesprochene „Beinarbeit“ ist es, als würde man eine Sprache nur mit dem Wörterbuch lernen. Dieser Vergleich hinkt nicht. Mathematik ist eine weitere Sprache, für deren Erwerb vor allem Konversationstraining, also rechnerische Anwendungen notwendig sind. Diese Problematik ist mittlerweile in alle entscheidungstragenden Gremien vorgedrungen. Es bleibt abzuwarten, ob die gewünschten Besserungen eintreten werden.



Wolfram Kreipl (Vi, Lo)

studiert Lehramt für Mathematik und Physik an der Universität Salzburg. Sein Schwerpunkt ist die Aufbereitung moderner Mathematik für den Unterricht. Er ist Mitglied der Academia-Lehrredaktion.

PREMIERE VON THEOLYMPIA

GROSSER ANSTURM AUF EINEN AUSSERGEWÖHNLICHEN WETTBEWERB

MARIE-THERES IGREC, LUCAS SEMMELMEYER

Zu Redaktionsschluss dieser Ausgabe geht der erste Durchgang der neuen bundesweiten Olympiade im Unterrichtsfach Katholische Religion in die Zielgerade. Eine Olympiade in Religion – wie soll das gehen? Schneller, höher, stärker? Dabeisein ist alles? Wie soll das in Sachen Glauben funktionieren? Darüber geben die Initiatoren Auskunft.

EXZELLENZFÖRDERUNG IN UNGEWÖHNLICHEN ZEITEN

Das Interdiözesane Amt für Unterricht und Erziehung hat im Schuljahr 2020/21 erstmals zur Olympiade im Katholischen Religionsunterricht gelanden. Diese findet in Form eines Essay-Wettbewerbs in den Diözesen Graz-Seckau, Linz, Salzburg, St. Pölten und Wien statt. Zur Teilnahme eingeladen waren die 6. bis 9. Klassen aller Höheren Schulen

(10. bis 13. Schulstufe), die den katholischen Religionsunterricht besuchen und ein besonderes Interesse an der Auseinandersetzung mit gesellschaftsbezogenen theologischen Fragestellungen haben.

Für die Form eines Essays haben wir uns entschieden, weil andere Formen des Wettbewerbs aktuell aufgrund der Covid-Situation nicht machbar sind. Auch bietet der Essay durch die Schriftform annähernd objektive Vergleichbarkeit und als formal sehr freie Textsorte die Möglichkeit, sich in der überzeugenden argumentativen Auseinandersetzung mit einem Thema zu befassen. Er legt den Fokus auf Kreativität und erlaubt eine Vielzahl an rhetorischen und stilistischen Mitteln.

Erbeten wurden Beiträge in einer Maximallänge von



Du bringst dich gerne in Diskussionen im Religionsunterricht ein?

Du denkst, dass Religion einen wichtigen Beitrag in gesellschaftspolitischen Debatten leisten kann?

Du hast sprachliches Talent und bringst Deine Meinung auch gerne zu Papier?

Dann nimm die Herausforderung an und schicke uns Deinen Beitrag für:

THEOLYMPIA | 1. OLYMPIADE im KATHOLISCHEN RELIGIONSUNTERRICHT



Herausragende Essays werden prämiert und veröffentlicht.

Nähere Details findest Du unter: www.schulamt.at/theolympia

15.000 Zeichen. Wesentlich war aber, dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Fragestellung ersichtlich wird. Jedes Jahr werden ein

Schwerpunktthema sowie vier Zitate, die bestimmte Aspekte des Generalthemas ansprechen und als Impuls für den Essay dienen sollen,

vorgegeben. Eines der Zitate soll gewählt werden, auf das im Text Bezug genommen wird. Der Essay kann zu Hause oder in der Schule verfasst werden. Religionslehrer können hilfreiche Hilfestellung geben, werden aber gebeten, nicht inhaltlich in den Essay einzugreifen.

GLAUBE UND VERNUNFT

Das Generalthema von THEOLYMPIA kreist im Schuljahr 2020/21 um eine Schlüsselfrage der Theologie, die in der Geschichte durchaus kontrovers behandelt wurde und auch heute noch brisant ist: Gefragt wurde nach dem Verhältnis von Vernunft und Glaube. Aus vier Zitaten konnte eines als Impuls und Leitthema des Essays gewählt werden:

1. „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.“ (1 Petr 3,15).
2. „Ich fühle mich nicht zu dem Glauben verpflichtet, dass derselbe Gott, der uns mit Sinnen, Vernunft und Verstand ausgestattet hat, von uns verlangt, dieselben nicht zu benutzen.“ (Galileo Galilei).
3. „Es ist nicht die Aufgabe der Vernunft, alles

zu legitimieren, was der Glaube sagt. Sie steht oft schweigend und stauend vor der Kühnheit und der Leidenschaft des Glaubens. Aber es ist ihre Aufgabe, diesen Glauben vor den größten Fehlritten zu bewahren und seine Bedenkenlosigkeit zu Fall zu bringen. Man glaubt schwerer und man glaubt würdiger, wenn man den eigenen Glauben aus der falschen Trunkenheit und Benommenheit reißt.“ (Dorothee Sölle, Löse die Fesseln der Ungerechtigkeit).

4. „Wenn der Glaube auf seinem Weg seinen Bruder, den Zweifel, verlieren würde, würde er aufhören ein Suchender und ein Fragender zu sein; er könnte in eine geistlose religiöse Praxis absinken, in einen Ritualismus oder eine Ideologie.“ (Tomáš Halík, Glaube und sein Bruder Zweifel).

Als Hilfestellung haben wir einige aus dem Generalthema ableitbare Fragestellungen konkretisiert: Was ist überhaupt Glaube und was ist Vernunft? Sind die Sphären miteinander verbunden oder haben sie gar nichts miteinander zu tun? Sind Glaube und Wissen Gegensätze? Muss ich anderen meinen Glauben vernünftigt erklä-

ren können oder ist Glaube immer mehr, als Vernunft und Sprache fassen können? Bedeutet Glauben fragloses Vertrauen oder gehört zum Glauben auch das Fragen und sogar das Zweifeln? Wie gehe ich mit Glaubensfragen, die mir widersprüchlich oder unlösbar scheinen, um?

GEISTREICH AUF PFINGSTEN ZU

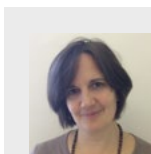
Bis zur Einreichungsfrist Mitte Februar haben uns 118 Essays erreicht. Gerechnet hatten wir mit zwanzig, vielleicht dreißig. Doch auch qualitativ handelt es sich um einen großen Erfolg, wie das hohe Niveau der Texte beweist. Aktuell werden die eingereichten Essays von einer Fachjury aus Wissenschaft, Fachdidaktik, Pädagogik, Schulaufsicht und Journalistik (darunter der Ordinarius für Christliche Philosophie an der Universität Wien, Prof. Hans Schelkshorn, und die Theologin und Chefredakteurin der FURCHE, Doris Helmsberger-Fleckl), begutachtet. Die Beiträge liegen der Jury anonymisiert vor und wurden nach dem Vier-Augen-Prinzip gesichtet. Alter und Schulstufe werden von der Jury berücksichtigt. Bewertet und gewichtet werden neben inhaltlichen Kriterien wie argumentative Überzeugungskraft und reflexives

Verständnis auch die sprachliche Qualität und Originalität des Essays.

Prämiert werden die ersten drei Plätze im Wettbewerb, wobei die Preisträger Geldpreise und Büchergutscheine erhalten. Die prämierten Beiträge sollen veröffentlicht werden. Die Preisverleihung wird um Pfingsten stattfinden.

Für die kommenden Jahre haben wir bereits zahlreiche Ideen für Erweiterungen des Wettbewerbs, etwa Vorbereitungskurse, Vorwettbewerbe in den Diözesen/Bundesländern, die in einen Finalwettbewerb in Form eines bundesweiten Kongresses münden könnten. Für das erste Jahr und unter den gegebenen Bedingungen sind wir allerdings mit dem Ergebnis sehr zufrieden und freuen uns sehr über die unerwartet rege Partizipation. Sie zeigt uns, dass auch im Unterrichtsfach Katholische Religion außergewöhnliche Leistungen eingefordert und erbracht werden können und sollen.

Feedback und Ideen zur Weiterentwicklung und Unterstützung sind höchst willkommen und erreichen uns unter theolympia@edw.or.at. Der Siegerbeitrag wird spätestens zu Pfingsten unter schulamt.at/theolympia zu lesen sein.



Dr. theol. Marie-Theres Igrec

ist theologische Referentin des Amtes für Schule und Bildung der Erzdiözese Wien.



Mag. Lucas Semmelmeier (Rt-D)

ist Religionslehrer am Billrothgymnasium in Wien-Döbling.

UNSER EINSATZ FÜR ÖSTERREICH.



Wir sind dort im Einsatz, wo Österreich uns braucht. An den Grenzen zur Abwehr von illegaler Migration. Zur Hilfe bei Unwettern und Katastrophen. Und im Kampf gegen Corona. Wir unterstützen Contact Tracing, Tests und Impfungen.

WIR SCHÜTZEN ÖSTERREICH.

   [bundesheer.at](https://www.bundesheer.at)



UNSER HEER

LÖSUNGSBEGABUNG

EIN GENETIKER ZEIGT, WIE ES GEHEN SOLL

FRANZ MAYRHOFER (R-J)



„Es ist ein Bedürfnis des Menschen, seine Persönlichkeit zu entfalten und die Welt ein Stück zum Besseren zu verändern“, sagt Markus Hengstschläger (Se) in seinem neuen Buch mit dem Titel „Die Lösungsbegabung“. Die Arbeit wird Zustimmung finden. Denn die Jünger Hengstschlägers sind keine Sektierer, schon gar keine Propheten einer bestimmbareren Zukunft, auch keine Gutmenschen – dagegen wehrt sich der Autor ausdrücklich: Der Mensch sei im Grunde nicht gut und er sei auch nicht schlecht. Bleibt die Möglichkeit, er ist gut und schlecht. In unserem altmodischem Verständnis ist „schlecht“ immer etwas Defizitäres, also weniger Gutes bis gar nicht Gutes und schließlich doch Schlechtes, Übles.

Derlei Philosophemata sollten uns aber nicht aus der Spur zur „Lösungsbegabung“

bringen. Viel eher hilft der Versuch weiter, ihn bei der antiken Rhetorenschule der Sophisten festzumachen, zum Beispiel bei Protagoras von Abdera (481–411 v. Chr.) und seinem seit damals überlieferten Lehrsatz „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“. Nun behauptet das Hengstschläger nicht. Er kommt vom Fach Medizinische Genetik und ist Vorstand dieses Instituts an der Med Uni Wien. Er ist aber auch Berater und Bestsellerautor, leitet den Thinktank Academia Superior und ist zusätzlich stellvertretender Vorsitzender der österreichischen Bioethik-Kommission.

FORTSCHRITTSIDEE UND PROBLEMLÖSUNG

Stellt man diese Funktionen einmal kurz zur Seite, würde Hengstschläger zu einer Sophistenschule neuerer Art passen. Denn Protagoras und seine zeitgenössischen Schüler verwendeten damals ihr Talent, aufstrebende junge Leute für das Management im Staat durch Rhetorik als Kunst der Überredung fit zu machen. Und das gegen entsprechendes Honorar. Sie waren damals die ersten Anhänger der Fortschrittsidee, der auch Hengstschläger heftig zuneigt, wie sich zeigt, wenn man dieses Buch

von der „Lösungsbegabung“ liest.

In der ersten Hälfte rekapituliert er in großen Zügen die Grundlagen für den zweiten Teil, nämlich seine genetischen Forschungen und Publikationen, die man schon bei ihrem Erscheinen mit Gewinn lesen konnte, selbst wenn man nicht vom Fach war. Er bewegt sich von und mit seinem Fach, das sich selbst sehr rasch weiterentwickelt, in Richtung Zukunft, die eine fitte, kenntnisreiche und kreative Jugend in der Forschung und im Management braucht.

Wer also Praktikables für sein Institut, seine Firma oder Organisation sucht und das sehr wohl immer auch unter der Kautele der Ethik, ist im zweiten Teil der „Lösungsbegabung“ mit menschlich sauberen Ratschlägen gut bedient.

Es sind also zwei Abschnitte: Der erste Titel „Was es braucht – Gegenwartskompetenz“ enthält etwa die Förderung von Mut, die Chance des Unvorhersehbaren oder die Zukunft der Gegenwart. Und, das ist der zweite Teil, „Wo es etwas braucht – im Namen der Lösungsbegabung“. Dabei reicht die Palette von der Vielfalt von Wissen und Bildung über Talent- und Personal-

management zu Gesellschaft und Politik, das alte und neue Arbeiten (etwas sehr unbequeme Aspekte zum bisherigen Verständnis von Arbeit) und schließlich die Renaissance des Sich-Einbringens.

Da erweist sich Markus Hengstschläger als starker Förderer und Verteidiger des Ermöglichs im Gegensatz zu den ahnungslosen Zukunftsoptimisten und im Gegensatz zu den miesel-süchtigen Pessimisten. All das auf dem Unter- und Hintergrund der ständigen Weiterentwicklung der Künstlichen Intelligenz und ihrer Verknüpfungen.

Wenn man so will, verteidigt der Autor den Satz vom Menschen als das Maß aller Dinge, wo er den Menschen als Person sieht, der sich zur Persönlichkeit weiterzuentwickeln hat. Und das ist ja höchst positiv, haben doch schon Sokrates, Platon und Aristoteles die Arbeit der Sophisten mit ihren Ethiken abgefangen und konterkariert. Und selbst die jetzt allgemein als antiquiert abgetane thomistische Tugendlehre sieht es ja für den Menschen als verpflichtend an, seine zu Grunde gelegten, nach Hengstschläger genetisch vorhandenen, Fähigkeiten auch in praxi zu verwirklichen, in die Real-

tät überzuführen – unter den gegebenen Umweltbedingungen. Als Naturwissenschaftler hat er den Homomensura-Satz des Protagoras ins Positive gedreht.

Einiges, was bei der Lektüre besonders auffiel, soll nicht unerwähnt bleiben: Es dürfe niemand Angst haben, seinen Job zu verlieren, wenn sich einmal eine seiner Ideen als Flop erweist. Und: Man muss nicht immer im

24-Stunden-Takt erreichbar sein. Zu guter Letzt: Druck sollte die Zukunft machen, nicht der Arbeitgeber.

TALENTE-SCOUT GEGEN BILDUNGSTIEF

Dieses Sachbuch versammelt im Literaturverzeichnis zudem eine große Anzahl jüngerer und jüngster Bucherschei- nungen – nicht nur zur eigenen Kontrolle des Autors, sondern zu selbständigem

Weiterlesen. Hengstschläger sagt immer, woher und von wem er eine Idee hat. Das ist heutzutage durchaus hoch zu schätzen, da Suchmaschinen ja sofort anschlagen, wenn ein Text ohne Quellenangabe von anderswo übernommen wurde.

Man hat es mit einem Sachbuch zum Nussknacken zu tun. So wird es beworben. Und: Sollte Österreich in ein Corona-bedingtes Bildungs-

tief abgleiten, wie es befürchtet wird, und verzweifelt Talente suchen, bietet sich Markus Hengstschläger wie von selbst als Scout an. Einmal hat er das Angebot ja schon unterbreitet. Das Echo kennt nur er.

Markus Hengstschläger (Se):

**Die Lösungsbegabung
Gene sind nur unser Werkzeug.
Die Nuss knacken wir selbst!**

Ecowin

ISBN: 987-3-7110-0279-2

REZENSION

75 JAHRE ÖVP, EINE PARTEI MIT GESCHICHTE(N)

Gerhard Jandl (Kb, Ae, RSA)

Eine Geschichte der Volkspartei „in Geschichten“ hat die Politische Akademie zum Jubiläum der Gründung am 17. April 1945 vorgelegt. Geschichten über Ereignisse und Entwicklungen, über Persönlichkeiten und Perioden, über Konzepte und Kuriositäten. Sie reichen von den ersten, im KZ Dachau entworfenen Plänen einer österreichischen, christlich-sozialen, bürgerlichen Partei durch Fritz Bock (NdW), Felix Hurdes (NbW), Leopold Figl (Nc) und Lois Weinberger (ARH) bis hin zur Umwandlung der Volkspartei mit ihrem „fremdgeschriebenen“ Schwarz in die Neue Volkspartei mit dem selbstgewählten Türkis unter Sebastian Kurz und zur türkisgrünen Bundesregierung.

Eine Geschichte der Volkspartei, das ist über weite Strecken auch eine Geschich-

te des ÖCV (und umgekehrt). Elf der bislang 17 Bundesparteiobmänner waren CVer: Leopold Kunschak (Nc), Leopold Figl (Nc), Julius Raab (Nc), Alfons Gorbach (Cl), Josef Klaus (Rd), Hermann Withalm (Nc), Josef Taus (Baj), Alois Mock (Nc), Josef Pröll (Am), Michael Spindl- egger (Nc) und Reinhold Mitterlehner (A-D). 49 dieser 75 Jahre – das sind fast zwei Drittel ihrer Existenz – stand die ÖVP unter der Führung von Cartellbrüdern (auch wenn der CV-Aspekt im vorliegenden Band nicht thematisiert wird).

Die Wiederaufbaujahre unter Figl und Raab sowie der EU-Beitrittsprozess mit Alois Mock nehmen logischerweise besonders prominenten Raum ein, gefolgt von den Reform-Ären Gorbach und Klaus/Withalm. Neben den Obleitern, Bundes- und Vizekanzlern sind auch andere CVer als prägende Gestalten der ÖVP (mehr oder weniger ausführlich) gewürdigt,

so etwa der ÖVP-Vereiniger Herbert Braunsteiner (NbW), die Landeshauptleute Adolf Schemel (AW), Heinrich Gleißner (S-B), Josef Krainer sen. (BbG), Eduard Wallnöfer (Le), Wilfried Haslauer sen. (Alln) und Erwin Pröll (Rt-D), WKÖ-Chef Christoph Leitl (Kb), die EVP-Mitgründer Taus und Andreas Khol (R-B), der Autor des Salzburger Parteiprogramms Peter Diem (Rd), weiters Josef Höchtl (F-B) und Othmar Karas (Walth) als JVP-Chefs, Gernot Blümel (Nc) als Wiener Stadtpolitiker, der aktuell jüngste Bürgermeister Österreichs Severin Mair (A-D) oder der seinerzeitige Bundespräsidentenkandidat Alois Lugger (AIn). Dass die Bundespräsidenten Kurt Waldheim (später Wl) und Thomas Klestil (Baj) in einer ÖVP-Geschichte gar nicht vorkommen, verwundert dabei ebenso wie das Übergehen von Außenminister Karl Gruber (AW). Neben ersten Kapiteln (u. a. über die Pionierrolle, die die ÖVP-Poli-

tikerinnen in der Frauenfrage einnahmen) rundet auch manche Anekdote die Rückschau auf das Dreiviertel-Jahrhundert ab: vom „Ende von Schüssels Mascherl“, über das Schüssel/Gehrer/Molterer-Liederbuch bis hin zum unvermeidlichen Thema Jungbauernkalender.

Die Episoden fügen sich damit, wie PolAk-Präsidentin Bettina Rausch betont, zu einem runden Bild der Partei, die Österreich seit 1945 wesentlich mitgestaltet.



Politische Akademie (Hg.):
**75 Jahre Österreichische
Volkspartei – Geschichte
in Geschichten**

edition noir

ISBN 978-3-9504382-6-0

EIN SCHRITT ZUR PICKELHAUBE UND ZU BLUT UND EISEN?

DIE ERSTE DEUTSCHE EINIGUNG UND DIE FOLGEN FÜR ÖSTERREICH

GERHARD HARTMANN

Zur Jahreswende 1870/71 kursierte im Breisgau, der ehemals zu Vorderösterreich und damit zum Haus Habsburg gehört hatte, ein Flugblatt mit dem Text: „Herr Bismarck, Herr Bismarck, wir gehen nicht nach Berlin! Es gibt nur eine Kaiserstadt, und die ist Wien!“ Diese Begleitmusik zur ersten deutschen Einigung war zwar eine Randerscheinung, sie zeigt aber trotzdem, dass nicht alle Deutschen, vor allem in katholischen Gegenden, voll hinter der von Preußen betriebenen damaligen „Reichseinigung“ standen. Denn in der Tat, ein Untertitel eines der zahlreichen zu diesem 150-jährigen Jubiläum erschienenen Bücher lautet „Wie Preußen Deutschland erzwang“. Blicken wir also in diese Zeit zurück und rufen uns ins Gedächtnis, was diese erste Deutsche Einigung auch für Österreich bedeutet bzw.

welche Folgen sie nach sich gezogen hat.

HABSBURG BLICKT RICHTUNG ITALIEN UND BALKAN

Am 6. August 1803 verkündete der Reichsherold von der Loggia der Wiener Kirche „Zu den neun Chören der Engel“ (Am Hof) das Ende des Heiligen Römischen Reiches. Auf dem Wiener Kongress wurde als Epigone dieses Reichs der Deutsche Bund gegründet, ein lockerer Staatenbund von nun souveränen Staaten: Ein Kaisertum, vier Königreiche, zahlreiche Großherzog-, Herzog- und Fürstentümer sowie – nicht zu vergessen! – vier Stadtrepubliken. Zweck dieses Deutschen Bundes war vor allem die innere und äußere Sicherheit, daher gab es ein Bundesheer und Bundesfestungen. Für alles andere waren die Mitgliedsstaaten zuständig.

Nach 1815 hat sich der Schwerpunkt der geostrategischen Interessen Österreichs vornehmlich nach Italien verlagert. Durch diese Ausrichtung Österreichs nach Süden sah sich Preußen animiert, in der „deutschen Frage“ aktiv zu werden. Da der Deutsche Bund nicht in der Lage war, ein gemeinsames Handels- und Zollgebiet zu schaffen, wurde auf Initiative Preußens 1833/34 der Deutsche Zollverein gegründet, dem – mit Ausnahme Österreichs – fast alle übrigen Staaten des Deutschen Bundes angehörten. Damit wurde eine wesentliche Grundlage für den wirtschaftlichen Aufschwung und die Industrialisierung Deutschlands (z. B. Ruhrgebiet) geschaffen sowie die Richtung für eine spätere „kleindeutsche“ Lösung vorgegeben.

Ungeachtet dessen blieb zwar Österreich durch das System



Otto von Bismarck, Reichskanzler und Corpsstudent

der Heiligen Allianz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa dominierend, verlor aber ab 1848 zunehmend seinen beherrschenden Einfluss. Vor allem brachte der Nationalismus die Donaunarchie in Bedrängnis. Neben Italien und dem Panslawismus betraf das auch die Frage einer deutschen Einigung, die ja im Revolutionsjahr 1848 (Paulskirchenverfassung) aufgebrochen war. Sie gewann an Fahrt, als 1862 der Corpsier Otto von Bismarck zum preu-

fischen Ministerpräsidenten ernannt wurde.

Nachdem eine „großdeutsche-großösterreichische“ Lösung 1848/49 gescheitert war, Preußen durch den Deutschen Zollverein bereits einen Trumpf in der Hand hatte, nahmen die Rivalitäten zwischen Preußen und Österreich zu, es kam zum Zerwürfnis und 1866 zum Krieg. Königgrätz und der dort aufspielende preußische Militärkapellmeister Johann Gottfried Piefke wurden zum Fanal.

PREUSSEN FÜLLT DAS MACHTVAKUUM

Jetzt nahm die deutsche Einigung Fahrt auf. Der Deut-



Die Proklamierung des deutschen Kaiserreiches am 18. Januar 1871 erfolgte im Spiegelsaal von Versailles.

sche Bund wurde aufgelöst und 1867 der Norddeutsche Bund gegründet. Diesem gehörten alle deutschen Staaten nördlich des Mains an, wobei Preußen sich durch die Eingliederung des Königreichs Hannover, des Herzogtums Nassau, von Kurhessen (Hessen-Kassel) und Frankfurts

deutlich vergrößern konnte. Der Norddeutsche Bund war kein Staatenbund mehr, sondern bereits ein Bundesstaat mit einer Verfassung und Organen. Auf dieser Basis wurde schließlich nach dem siegreichen Feldzug gegen Frankreich Anfang 1871 das Deutsche Reich gegründet.

Oder genauer: Die restlichen deutschen Staaten traten dem Norddeutschen Bund bei und dieser erhielt den Namen „Deutsches Reich“.

Am 16. April 1871, also vor 150 Jahren, wurde dessen Verfassung beschlossen, oder genauer: Die Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde entsprechend ergänzt. Dieses Deutsche Reich war ein Bundesstaat von souveränen Gliedstaaten beziehungsweise Fürsten. Wie bereits beim Norddeutschen Bund stand das Präsidium dieses Bundes dem König von Preußen zu, der in dieser Eigenschaft den Titel Deutscher Kaiser erhielt. Er war also nicht Kaiser des Deutschen Reiches! Strenggenommen war daher dieses Reich keine Monarchie, eine solche waren aber die meisten Gliedstaaten wie Preußen, Bayern oder Sachsen. Doch realverfassungsrechtlich wurde das Deut-



Karte des Deutschen Reiches 1871–1918

BILDQUELLENVERZEICHNIS:

S. 11: Unbekannter Autor / „Wienerisches Diarium 8. August 1703“ / https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Wienerisches_Diarium_8._August_1703.jpg#/media/Datei:Wienerisches_Diarium_8._August_1703.jpg / Gemeinfrei

S. 12: Unbekannter Autor / „Haus zum Rothen Igel, 1904“ / https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Franz_Poledne_Haus_Zum_roten_Igel,_Aquarell,_1904.jpg#/media/Datei:Franz_Poledne_Haus_Zum_roten_Igel,_Aquarell,_1904.jpg / Gemeinfrei

S. 13: Gugerell – Eigenes Werk / „Zentrale der Wiener Zeitung im Media Quarter Marx in Wien 3“ / https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Wien_03_Wiener_Zeitung_a.jpg#/media/Datei:Wien_03_Wiener_Zeitung_a.jpg / CCO 1.0

S. 34: Unbekannter Autor / „Bismarck“ / https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Otto_Von_Bismarck.jpg#/media/File:Otto_Von_Bismarck.jpg / Public Domain

S. 35-1: ziegelbrenner Eigene Zeichnung/Quelle: Putzger – Historischer Weltatlas, 89. Auflage, 1965 / „Karte des Deutschen Reiches 1871–1918“ / [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Deutsches_Reich_\(1871-1918\)-de.svg#/media/File:Deutsches_Reich_\(1871-1918\)-de.svg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Deutsches_Reich_(1871-1918)-de.svg#/media/File:Deutsches_Reich_(1871-1918)-de.svg) / CC BY-SA 3.0

S. 35-2: Myrabella / Wikimedia Commons / „Der Spiegelsaal im Schloss von Versailles“ / https://de.wikipedia.org/wiki/Spiegelsaal_von_Versailles#/media/Datei:Chateau_Versailles_Galerie_des_Glaces.jpg / CC BY-SA 3.0

sche Reich im Inneren wie von außen zunehmend als Monarchie wahrgenommen, was mit der starken Stellung Preußens zusammenhängt. Dessen Flächenanteil betrug 64,5 Prozent und der Einwohneranteil 61,5 Prozent (Volkszählung 1905).

Aufgrund dieser Zahlen konnte man durchaus von diesem Deutschen Reich als einem vergrößerten Preußen sprechen. Oberste Organe dieses „Bundes-Reiches“ waren zum einen der Bundesrat, der in seiner Zusammensetzung stark dem Bundesrat der nunmehrigen Bundesrepublik Deutschland ähnelte. Er wurde von den Regierungen der Bundesstaaten besetzt, wobei es je nach Größe unterschiedliche Mandatszahlen gab. Zum anderen war es der Reichstag, der aufgrund allgemeiner und gleicher Wahlen (von Männern) gewählt wurde, was im europäischen Vergleich ein Novum war. Dann gab es als einzigen verantwortlichen Minister den Reichskanzler,

dessen Funktion meistens in Personalunion mit dem preußischen Ministerpräsidenten ausgeübt wurde. Es gab zwar eine kaiserliche Marine, für die das Reich zuständig war, jedoch kein Reichsheer. Nach 1866 hatte Preußen mit den deutschen Klein- und Mittelstaaten Militärkonventionen abgeschlossen, wonach deren Heer beziehungsweise Verteidigung das preußische Heer (gegen Bezahlung) übernahm. Nur Bayern behielt sein eigenes Heer. Dieses System bestand im Prinzip bis 1918.

ALS DEUTSCHE ALLEIN IN DER MONARCHIE

War das nun die erste deutsche Einheit? Aus rein nationalstaatlicher Sicht von damals sicherlich nicht, denn sie war nur eine „kleindeutsche Lösung“. Die Deutschen in Österreich waren davon ausgeschlossen, und das führte bei vielen von ihnen, vor allem in der bürgerlichen Führungsschicht, zu Enttäuschung, man fühlte sich als

Deutsche plötzlich allein gelassen. Die schlagenden Verbindungen und deren Angehörige wurden zu Vertretern eines Anschlusses der deutschen Gebiete der Habsburger-Monarchie an Hohenzollern-Deutschland. Genau genommen waren solche Forderungen verfassungsfeindlich. Doch der von ihnen verehrte Bismarck hatte als strategisch denkender Politiker gar kein Interesse an einem derartigen Anschluss, denn ihm war eine starke Habsburger-Monarchie als Bündnispartner wesentlich wichtiger.

Beispielhaft dazu war eine von der Wiener Burschenschaft Silesia für den 30. November 1870 initiierte Veranstaltung anlässlich des Sieges Preußens über Frankreich bei Sedan, die zu einer preußenverherrlichenden Kundgebung ausartete. Kritische Wortmeldungen dagegen, darunter eine von Karl Lueger (Nc), der sich dort als treuer Österreicher bekannte, wurden niedergeschrien, und die Betreffenden wurden rausgetrieben. Ab diesem Zeitpunkt begann in Österreich auch der Niedergang des Politischen Liberalismus, der sich in einen Deutschnationalismus wandelte.

War nun das Deutsche Reich von 1871 der Beginn eines Weges, der in den National-

sozialismus mündete, wie manchmal behauptet wird? Das wäre auf jeden Fall zu kurz gegriffen. Denn es gibt auch andere Aspekte zu bedenken: Das Deutsche Reich entwickelte sich zu einem modernen Industriestaat, der bei den bisherigen „Platzhirschen“ in Europa – England und Frankreich – Neid erweckte. Man vergisst auch, dass unter Bismarck, der es sicherlich den Katholiken im Kulturkampf nicht leichtgemacht hatte, eine vorbildliche Sozialversicherungssetzung in Gang gesetzt wurde, von der Deutschland (und indirekt auch Österreich) heute noch zehrt und die im damaligen Europa beispielhaft war. Auch technisch-wissenschaftlich lag das damalige Deutschland vorn. So gehen die heutigen renommierten Max-Planck-Institute auf die Kaiser-Wilhelm-Institute zurück.

Der Weg in den Ersten Weltkrieg und damit in die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ hatte andere Ursachen und lag sicherlich nicht alleine schuldhaft am damaligen Deutschen Reich sowie dessen Politik. Auch wenn Österreich an dieser ersten deutschen Einigung nicht (mehr) beteiligt war, so hing es im weiteren Verlauf trotzdem eng mit deren Schicksal zusammen – in bösen wie auch in guten Zeiten.



Univ.-Doz. Dr. Gerhard Hartmann (Baj et mult.)

ist studierter Theologe und ÖCV-Historiker.

Er lebt und arbeitet in Nordrhein-Westfalen.

ES GILT DIE UNSCHULDSVERMUTUNG

HERBERT KASPAR

Es war einmal ein Bundeskanzler, gegen den ermittelt wurde, ob er seinerzeit als Verkehrsminister die ihm ressortierenden Staatsbetriebe ÖBB und ASFINAG unter Druck setzen ließ, in Medien seines Vertrauens großzügigst mit Steuergeldern zu inserieren und sich damit positive Berichterstattung zu erkaufen. Der Bundeskanzler hatte dazu erklärt, dass durch ihn beziehungsweise sein Ministerium keine Aufträge gegeben wurden, da derartige Entscheidungen „dort fallen, wo sie getroffen werden müssen“. In einem Revisionsbericht der ASFINAG hieß es jedoch: „Die Leistung wurde nicht von der ASFINAG schriftlich in Auftrag gegeben. Der Auftrag wurde vom Büro Faymann an die ‚Kleine Zeitung‘ erteilt.“ Irgendjemand hat hier offenbar nicht die Wahrheit gesagt.

Da hat doch sicher die wegen Untreue und Amtsmissbrauch ermittelnde Staatsanwaltschaft umgehend die zuständigen Funktionäre der ASFINAG befragt, zwecks Klärung der Auftragsdoku-

mentation eine Hausdurchsuchung angeordnet sowie die Handys von Faymann und Co beschlagnahmt?

Nichts von alledem – die involvierten Ex-Vorstände der ASFINAG wurden überhaupt nicht vernommen – unvorstellbar, aber wahr! „Es bestand also kein Interesse daran, die Authentizität von Unterlagen, (die die Staatsanwaltschaft vom Bundesamt für Korruptionsbekämpfung erhalten hatte) bestätigt zu bekommen“ – so die „Presse“. Kein Wunder auch, dass uns von damals keine „Leaks“, keine vertraulichen Chatprotokolle in Erinnerung sind. Ähnlich lustlos wurde auch in Bezug auf massive Inseratenkampagnen der ÖBB ermittelt, wozu die ‚Salzburger Nachrichten‘ 2012 trocken feststellten: „Faymann wird in Etappen weißgewaschen“. Und so kam es – das Verfahren wurde eingestellt.

Aber da gab es doch auch noch einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss! Für den hatte ein

gewisser Peter Pilz (damals noch bei den Grünen) schon 46 Fragen an den Kanzler vorbereitet, wie etwa: „Warum haben Sie als Verkehrsminister im Jahr 2007 hinter dem Rücken von ÖBB und ASFINAG auf deren Rechnung Inserate um hunderttausende Euro an Boulevardzeitungen vergeben?“ oder „Warum haben Sie dazu bei Ihrer Vernehmung falsch ausgesagt?“. Die Antworten wären interessant gewesen, denn es herrscht ja Wahrheitspflicht, aber es kam leider, leider nicht dazu. Die Parlamentsmehrheit, also die Koalitionsparteien SPÖ und ÖVP, verhinderte einen Auftritt des Kanzlers und drehte auch wenig später den Ausschuss ganz ab (Untersuchungsausschüsse sind erst seit 2014 ein Minderheitsrecht). Nicht alle in der ÖVP waren damals der Meinung, dass man den Boulevard-Kanzler so einfach

vom Haken lassen sollte, aber wie so oft sorgte ein „Deal“ dafür, dass die Koalitionswo-gen nicht zu hoch gingen.

Soweit die „gute(?)“ alte Zeit: Damals hatte sich die Opposition zu Recht darüber empört, als ein U-Ausschuss brutal abgewürgt wurde, heute zeigt die Opposition, wie man einen Ausschuss durch Denunziationen, Unterstellungen, Flegeleien und Betonung von Nebensächlichkeiten ad absurdum führen kann.

Aber auch strafrechtliche Untersuchungen gegen prominente Namen spielen sich heute völlig anders ab als noch vor wenigen Jahren, ausgiebige Leaks an die Medien inklusive.

Ein Schelm, der sich dabei etwas denkt – und im Übrigen gilt natürlich die Unschuldsvermutung.



Prof. Dr. Herbert Kaspar (Am)

war von 2001 bis 2013 Herausgeber und von 2013 bis 2015 Chefredakteur der ACADEMIA.

LESERBRIEFE

ACADEMIA 1/2021: „DAS KOPFTUCH UND DIE MENSCHENRECHTE“

Wie immer bietet die ACADEMIA eine breite Palette von Themen, die der Mainstream nicht oder schlecht abhandelt. Gerhard Jandl (Kb) schreibt fein differenzierend über ein Urteil des Verfassungsgerichtshofs zum „islamischen Kopftuch“. Ich denke, gerade den Islam relativieren und differenzieren die maßgeblichen Kräfte in Justiz, Politik und Medien bis zur dessen Unkenntlichkeit und Dekonstruktion. So verhindern sie Erkenntnis. Ein größerer argumentativer Hammer wäre angebracht. Die herrschende islamische Lehre ist ein umfassendes Regelwerk für alle Bereiche des irdischen Lebens samt schmerzhafter Sanktionen für Sünderinnen und Sünder schon im Diesseits. Im islamischen Regelwerk ist die Kanalisierung der Sexualität in der Ehe elementar. Vorgeschrieben ist in diesem Regelwerk nicht das Kopftuch, sondern Körperverhüllung für Männer und Frauen. Diese Körperverhüllung kann verschiedene Formen annehmen. „Es geht um die Bewahrung der Keuschheit. Da die Frau mehr erotische Zonen hat als der Mann, muss sie sich mehr verhüllen“, erklärte Anas Schakfeh (langjähriger Vorsitzender der staatsoffiziellen IGGÖ) coram publico in Linz vor einigen Jahren. Der Mainstream verschweigt solch wichtige und

leicht erklärbare Sachverhalte. Denn die Erkenntnis, dass der Islam absolut nicht zu Europa gehört, ist politmedial verboten.

Dr. Edgar Pree (A-D)
4040 Linz

ACADEMIA 1/2021: SCHWERPUNKT STERBEHILFE UND ACADEMIA 2/2021: SCHWERPUNKT MIGRATION

Die Beiträge zur wirklich kritikwürdigen Entscheidung des VfGH zur Sterbehilfe in Nr. 1/2021 haben mich besonders beeindruckt. Die Problematik, das „Recht auf Leben“ anzuwenden auf das Ende unseres Lebens, das dann keines mehr ist, wurde genau so deutlich besprochen wie die mit dem Erkenntnis gezogenen Grenzen (Unmittelbarkeit der Situation, Prüfung der Sterbehelfer sowie Verbot der Werbung und die Gewinnabsicht). Das hat meine Argumentation in Gesprächen mit Freunden und Bekannten sehr bereichert.

Begrüßenswert auch die 2. Ausgabe mit der breiten Berichterstattung über Migration und v.a. dem Beitrag des jungen Wolfram Kreipl (Vi, Lo) über Datenschutz in Bezug auf Facebook und WhatsApp.

Dr. Hermann Gfrerer (BbW)
5020 Salzburg

ACADEMIA 2/2021: „DER RADIKALISIERUNG DEN NÄHRBODEN ENTZIEHEN“

Auf die Ansage von Frau BM Raab, dass „wir primär dort hin sehen müssen, wo diese [islamistische] Radikalisierung stattfindet und diese gefährliche Ideologie – der politische Islam – verbreitet wird“, gibt es nur eine Antwort, sie beginnt spätestens im Religionsunterricht, wenn nicht schon in den Familien, wenn auf den Alleinanspruch der islamischen Lebensform hingewiesen wird.

Die Annahme, dass die Goldene Regel des Zusammenlebens auch im Islam vermittelt wird, trifft nicht zu, vielmehr ist davon auszugehen, dass sich der Islam gemäß seinen Glaubensgrundlagen (Koran, sowie die Prophetenbiographie Sira und die Überlieferungssammlung Hadithe) als ein von Allah geoffenbartes, alle Lebensbereiche umfassendes und unveränderbares Lebensmodell, das für alle Menschen gilt und von allen Menschen wortgetreu angenommen werden muss, versteht. Dass diese Glaubensgrundlagen zu einem wesentlichen Teil alle Nicht-Muslime, also jeden von uns betreffen, ist dem Großteil der heimischen Bevölkerung nicht bekannt.

Kenan Güngör, Mitglied im wissenschaftlichen Beirat der „Dokumentationsstelle für den Politischen Islam“, hat

sich klar geäußert. Beispielsweise sagte er 2016 im Ö1-Morgenjournal, dass Surenen, die zu Gewalt gegen Nicht-Muslime aufrufen, nicht als Fehlinterpretationen seitens des IS, sondern tatsächlich als sehr problematisch zu sehen sind. Weiters meinte er, dass es „leider gesellschaftliche Strömungen gibt, die solche problematische Interpretation predigen. Für Muslime ist es daher schwer zu sagen, dass eine Sure nicht stimmt, da sie dadurch zu schlechteren Gläubigen werden würden. So bedarf es einer humanistischen Lesart des Islam.“ Auch seine Aussage (auf Ö1, 2015) dass ein „Ehrenmord“ eine Tat sei, die „vom Kollektiv legitimiert oder gar verlangt wird“, während ein „heimischer“ Täter als selbst-motivierter Mörder handelt, weist auf in der islamischen Lehre verwurzelte Probleme hin.

Dr. Harald Fiegl (Merc)
1130 Wien

ACADEMIA 2/2021: REZENSION VON SANDGRUBER: „HITLERS VATER“

Ich habe das Buch von Roman Sandgruber (Am) „Hitlers Vater“ zwar nicht gelesen, sondern nur Rezensionen davon. In den Salzburger Nachrichten las ich, dass Sandgruber Hitlers Vater als ziemlich gewalttätig beschreibt, der seinen Sohn regelmäßig körperlich gezüchtigt haben soll.

Das widerspricht der Darstellung des bekannten Psychoanalytikers und Sozialphilosophen Erich Fromm, der sich in seinem Buch „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ ziemlich ausführlich mit Adolf Hitler beschäftigt hat. Darin wird seine Familie und auch der Vater beschrieben. Er stellt darin fest, dass er kein Tyrann war, sondern nur ein autoritärer Mensch, der an Pflicht und Verantwortungsgefühl seines Sohnes glaubte. Er soll der Ansicht gewesen sein, dass es seine Aufgabe war, das Leben seines Sohnes zu bestimmen, bis dieser mündig war. Er schreibt dazu: „Soweit bekannt, hat er ihn nie geschlagen; er tadelte ihn, stritt mit ihm und versuchte ihm klarzumachen, was gut für ihn wäre.“

Die Erklärung des brutalen Tyrannen scheint für Fromm eine zu einfache Erklärung für den Charakter seines Sohnes zu sein.

Prof. Mag. Ferdinand Reindl (R-J)
5162 Obertrum

ACADEMIA 2/2021: „HASSERFÜLLT UND SCHÄBIG“

Kann ich Cbr. Prof. Dr. Kaspar (Am) das im türkisen Fanartikelshop erhältliche T-Shirt mit dem Aufdruck „Ich liebe meinen Kanzler“ auf der Vorderseite und „Du bist Familie“ auf der Rückseite auch an die Adresse der

Academia zustellen lassen, damit ich es nicht persönlich vorbeibringen muss? Ich würde ihm dann nämlich auch noch meine Meinung aufdrängen, dass ich bei Beate Meinl-Reisinger bislang, anders als bei seinen beiden Lieblingen, keine verantwortungslosen Handlungen oder Äußerungen feststellen konnte.

Dr. Michael R. Kogler (AW)
1170 Wien

ACADEMIA 2/2021: „DAS ETHISCH RICHTIGE UND DIE TOLERANZ“

Was ist Ethik? - Ethik ist das zentrale Fach der praktischen Philosophie. Sie setzt daher ein philosophisches Verständnis des Menschen voraus, das sich aus logischer Erkenntnis ergibt und daher ein gedanklich nachvollziehbares Menschenbild darstellt. Ethik ist daher keinesfalls eine Art vergleichen-der Sammlung kultureller Gebräuche, wie der Autor behauptet, obwohl er offenbar allgemein verbindliche „Regeln und Richtlinien“ erwartet. Die Relativität und Unverbindlichkeit solcher „Sammlungen“ (vergleichen- de Verhaltenswissenschaft) ergibt daher keine letztgültige und daher sinnvolle Orientierungshilfe für die Selbstbestimmung des Menschen. Eine bloß „relative Ethik“ wäre aber ein Widerspruch in sich.



Andreas Unterberger

**Das ganz unkorrekte
Tagebuch zu Politik,
Wirtschaft und Gesellschaft
Österreichs meistgelesener
Internet-Blog:
www.andreas-unterberger.at**

Die philosophische Anthropologie definiert den Menschen als vernunftbegabtes Wesen, das in freier Eigenverantwortung („Freiheit“) die letztgültige Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz in seiner Beziehung zur Mit- und Umwelt als lebenslangen Reifungsprozess umsetzt. Der Mensch soll stets sein eigenes Handeln rückblickend als wertschaffend und daher sinnstiftend bewerten können (Sittlichkeit). Die anzustrebenden und letzten Sinn vermittelnden Werte gehen daher über augenblickliche „angenehme“ Vorteile (z.B. Befriedigung der Sinnlichkeit, Hedonismus oder Utilitarismus) weit hinaus. Gewalt gegen andere etwa widerspricht dieser Grundbestimmung zentral, weil sie die eigenverantwortliche Freiheit des anderen verhindern würde (wesentliche soziale Dimension der Ethik). Eine willkürliche Tötung beendet die Existenzgrundlage des anderen unwiederbringlich, sie kann daher nicht als in irgend einem Verständnis „wertschaffend“ interpretiert werden – daher ist jede Form der Tötung keine Wahl eines „besseren Lebens“, son-

dern ultimativ in sich sinnlos. Selbsterhaltung ist andererseits die Voraussetzung für alles wertschaffende zukünftige Verhalten, und ist daher sinnvoll. Ethik definiert daher Normen des sittlich „richtigen“, weil sinnvollen Verhaltens, auch wenn Ausnahmen begründbar sein können.

Richtig verstandene ethische Normen sind daher auch die Ausgangsbasis für die „christliche Moral“, die über diese Normen hinaus noch weitere definiert, die aber das bloß rationale Menschenbild übersteigen und die Wege zeigen, wie die transzendente Offenbarung des Glaubens als Lebensmaxime umgesetzt werden soll (z.B. „Zehn Gebote“).

Aufgabe des VfGH ist es daher, die Einhaltung aller Rechtsnormen – im Verfassungsrang – zu bewerten, für ethische Bereiche fehlt ihm allerdings die formelle und materiale Kompetenz. Ethik ist ihm vorgegeben!

**Doz. MMag. DDr. Josef
Zemanek (Am et mult.)**
Wien/Maria Wörth



Ein kleiner
STICH für mich,
ein Wichtiger
für uns alle.



Melden Sie sich für die Corona-Schutzimpfung an.
Und unterstützen Sie auch andere Menschen dabei.
Weitere Infos zur Corona-Schutzimpfung auf www.uniqa.at

Gemeinsam besser leben.

